Das Gespenst der Ehre.

Dritter Band.

Das Gespenst der Ehre.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

Dritter Band.

Berlin 1888.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Auch Henrike war, als sie zu der Fürstin wieder in den Salon trat, eine Ueberraschung vorbereitet.

Noch unter dem Eindruck der Vorstellungen, die sie auf dem Wege beschäftigt, sah sie der alten Dame gegenüber einen Herrn in elegantem Gesellschaftsanzuge, mit bleichem, interessantem Gesichte sitzen, bei dessen Anblick auch sie die Farbe verlor.

Stefan Einbeck erhob sich ohne Zeichen der Ueberraschung und trat ihr mit respektvoller Verbeugung entgegen, ohne merkbare, innere Bewegung, mit gewohnter Beobachtung der Formen; nur unter seinen halb gesenkten Lidern blitzte ein Augenblicks-

strahl hervor, der seine Befriedigung verrieth, sie wieder zu sehen.

Während die Fürstin auf der Causeuse verblieb, richtete er in der Mitte des Salons einige Höflichkeitsworte an sie und mit halber, der Fürstin nicht vernehmbarer Stimme, setzte er hinzu: „Lassen Sie mich hoffen, daß mein Begegnen hier Ihnen kein lästiges sei!“

„Liebes Fräulein,“ vernahm Henrike die Stimme der Fürstin vom Sopha, „Herr Einbeck erspart mir die Mühe ihn vorzustellen. Er war während des vorjährigen Winters in Paris einer meiner liebsten und unterhaltendsten Gäste.“

Henrike antwortete nicht auf seine Frage. Sie war gegen ihn unbefangen, so weit sie es in Erinnerung an das Vorgefallene vermochte. Inzwischen entging ihr die Beobachtung nicht, daß sein Antlitz, wenn auch noch bleich, seine Haltung, wenn auch noch ein wenig gebeugt, eine auffallende Veränderung zeigten.

„Ich hatte die Ehre, das gnädige Fräulein in Deutschland zu sehen, Durchlaucht,“ sagte er, sich

mit Henrike an diese zurückwendend, „ehe ich mich zur Wiederherstellung meiner Gesundheit einer so rigorösen Kur unterwarf. Ich gestehe, ich bin nie freudiger als diesmal hierher zurückgekehrt, wo die Blinden meinen Tritt kennen!“ setzte er mit einem halben Blick auf Henrike fort und küßte in einer intimen Weise die Hand der Fürstin, die diese ihm wohlwollend überließ.

„Man erzählte mir, Einbeck, Sie, der größte Viveur, den man auf den Boulevards, in den Theatern, im Bois de Boulogne kannte, Sie seien melancholisch geworden und hätten sich in irgend eine ferne Einsiedelei zurückgezogen, um dort heldenmüthig dem Tode einen Kampf anzubieten, aus dem Sie, wie ich sehe, siegreich hervorgegangen.“

Ein bittender Blick Einbecks suchte Schonung für seine Vergangenheit angesichts des Mädchens, und die Fürstin, eine joviale Natur, verstand ihn.

„Apropros,“ rief sie abbrechend, „Sie haben Trauer, hörte ich, und sind der Erbe einiger Millionen geworden. Was denken Sie zu beginnen?“

„Ich habe schon begonnen, Fürstin, nämlich um das Herz eines der liebenswerthesten, edelsten Mädchen zu werben, aber unglücklich!"

„Farceur," lachte die Fürstin, während Henrike sich leicht erröthend wieder erhob und sich am Tisch zu schaffen machte.

„Ich habe überhaupt kein Glück mehr," fuhr Einbeck in tragikomischem Tone fort. „Sie erinnern sich, Durchlaucht, des jungen Siegesmund, der uns in Paris eines Abends in Ihrem Salon klagte, man habe in der kleinen Residenz seines Vaters das dringende Bedürfniß, ein Hospital zu bauen, aber es sei kein Geld dafür vorhanden. Ich hatte an dem Abend im Klub noch die Chance, hunderttausend Francs im Baccarat zu gewinnen, und übergab dieselben dem Prinzen. Er ist seitdem in seine Heimat zurückgekehrt und sandte mir vor Kurzem, als Dank, ein Adelsdiplom. Ich konnte es bisher aus Achtung für ihn, nicht ablehnen, aber aus Achtung für mich auch nicht annehmen, und es einem Andern zu schenken bin ich doch auch nicht befugt."

„Andere haben es schon billiger erworben! —

Liebes Fräulein," wandte sich die Fürstin zu Henrike; „geben Sie doch meinem Freunde ein Pröbchen von Ihrem musikalischen Talent. Einbeck ist ein Schwärmer für Musik und selbst ein großer Virtuose! Er ist durch die Hände der ersten Meister gegangen."

Henrike, froh, eine Beschäftigung zu finden, setzte sich an das Piano und Einbeck lauschte mit steigender Andacht.

„Gerade mein Liebling! Chopins Variationen über den Don Juan!" Er versank tiefer und tiefer in das Anhören, schaute dann entzückt auf das Mädchen, erhob sich leise und trat hinter sie.

Henrike, als fühle sie seine Nähe, übertraf sich selbst im Spiel, während er, die Arme auf der Brust gekreuzt, ihren Händen folgte und wieder in das Anschauen ihres Profils versank.

Als sie geendet und ermüdet sich zurücklehnte, beugte er sich und ergriff eins der Notenhefte, auf dessen Titel er schon lange zerstreut hingeschaut.

„Ich finde eine Meisterin," sagte er. „Darf ich, ein Schüler, dem um seiner Gesundheit willen die Aerzte seit trostlosen Monaten die Uebung der

Musik grausam untersagten, so anmaßend sein, Ihnen ein Quatre-mains vorzuschlagen?“ Er stellte das Heft vor sie.

Henrike fühlte sich beengt durch sein Begehren. Sein Auftreten war ihr schon peinlich gewesen und seine Andeutungen hatten sie überzeugt, daß er nicht absichtslos gekommen. War's nicht genug gewesen, daß sie Berthold hatte begegnen müssen! . . . Die Fürstin aber bat; erröthend räumte sie ihm den Platz neben sich ein und im Wetteifer flogen ihre Hände über die Tasten.

Als sie geendet, erhob sich Henrike fieberhaft erregt. Bange war's ihr schließlich geworden, wenn sie sich dachte, neben wem sie sitze, wenn seine Hand die ihrige berührte; sie machte Fehler, ward verwirrt und athmete endlich erleichtert auf, als sie sich erheben konnte.

Einbeck empfahl sich zeitig, nicht ohne einen letzten bedeutsamen Blick auf sie, der ihr deuten sollte, was sie zu verstehen zitterte, und mit schwer bedrücktem Herzen erreichte sie ihr Zimmer, um zum Diner Toilette zu machen.

Aber schon an der Tafel sollte sie ihm nicht nur wieder begegnen. Einbeck, ein bekannter Gast in diesem Hotel, hatte sich seinen Platz neben den ihrigen bestellt, und mit Herzklopfen sah sie, daß er sich des Stuhles an ihrer Seite bemächtigte.

„Ich bitte um die Gnade, Sie nur wenige Minuten allein sprechen zu dürfen,“ bat er leise, als die Fürstin eben mit ihrem Nachbar plauderte. „Ich verpflichte mich, Nichts von meiner Person zu reden! Darf ich Ihnen morgen früh zufällig im Garten begegnen?“

Henrike sah sich in der peinlichsten Verlegenheit, aus der sie die Fürstin absichtslos mit einer an sie gerichteten Frage rettete. Sie blieb ihm die Antwort schuldig und Einbecks Unterhaltung ward seitdem matt und geistlos. Auch als man sich nach der Tafel trennte, ward ihm keine Antwort auf eine neue stumme Frage.

Henrike verlebte eine trostlose Nacht. Von ihrem Verlobten war seit einem Monat kein Brief mehr gekommen, auch von den Eltern nicht; nur der Bruder mußte ihr in den Weg kommen, und

sie fürchtete sich auch vor diesem. War, was sie in der Nacht als eine Möglichkeit beunruhigte, die Fürstin in ihrer Herzensgüte mit Einbecks Absichten bekannt und billigte sie dieselben? War er vielleicht gar mit Wissen ihrer Eltern gekommen? . . . Die Frage warf sie schlummerlos auf dem Lager umher und berührte wirklich der Schlaf ihre Augen, so schreckte sie der Schatten auf, der in der Nähe von Meta's Wohnung an ihr vorübergestrichen.

Am frühen Morgen trieb es sie wider ihren Willen in den Garten. Einbecks Miene hatte einen so ungewöhnlich ernsten, sie benuruhigenden Ausdruck gehabt, als er sie bat, ihm zu begegnen, und so war dieselbe auch gewesen, als er seine Bitte noch einmal wiederholte. Sie wollte wenigstens hören, was er zu sagen habe.

Der Morgenthau hing noch an den schwertförmigen, saftstrotzenden Agaven und glitzerte in den Kelchen der Blumen. Ein wunderbares Blau färbte den Himmel wie ein Reflex des heute so tiefdunkel scheinenden Meeres und im Sonnenglanze zogen die weißen Segel am Horizonte dahin.

„Wie glücklich könnte man hier sein!“ hauchte sie vor sich hin. „Aber selbst sie, die sich ihr Dasein nach ihres Herzens höchstem Wunsch bereitet, sieht einen Gegner ihres Glückes wieder erstehen! . . . Ich will heute noch einmal in Berthold dringen, ihm Vorstellungen machen . . .“

Einbeck trat eben hinter einer Aloengruppe hervor, und begrüßte sie mit einer gewissen Feierlichkeit, ihr dankend für das Gehör, das sie seiner Bitte geschenkt.

„Es ist zu meinem Bedauern nichts Frohes, was Ihnen zu überbringen gerade mir durch Zufall die Mission geworden ist,“ begann er, neben ihr schreitend, ohne aufzublicken. „Gestatten Sie mir die Frage: Sie erhielten keine Nachrichten von Ihrem Verlobten?“

Henrike schaute ihn befremdet und unruhig an.

„Seit mehreren Wochen nicht!“ antwortete sie mit unsicherer Stimme.

„So durfte ich annehmen! Er war im Begriff in fremde Dienste zu treten, wenn ich nicht irre?“

„So schrieb er mir in seinem letzten Briefe!“

Henrike's Unruhe wuchs. Der Ton seiner Frage klang ihr so sonderbar.

„Auf die Gefahr hin, Sie zu betrüben, gnädigstes Fräulein," fuhr er im Tone des Beileids fort, „muß ich der Ueberbringer einer Nachricht sein . . ."

„Ihm ist etwas zugestoßen?" Erbleichend und innehaltend, fragte sie mit angstvollen Augen.

„Herr von Breden hatte allerdings ein kleines Rencontre mit einem Herrn, dessen Name und Person unbekannt geblieben ist."

„Sprechen Sie die Wahrheit! Sie wollen mich schonen! Sein langes Schweigen . . ." Ihre Lippen zitterten; sie suchte in seiner Miene zu lesen.

„Es sind allerdings seitdem Wochen vergangen!" Einbeck sprach so gedehnt und mit gesenkten Augen; er hielt inne, als zaudere er, fortzufahren.

„Sie foltern mich! Was ist geschehen!" Sie faltete vor ihm stehend, die Hände.

„Es war, wie ich sagte, eine Ehrensache, die . . ."

„Er lebt? Ich verlange nur dies zu wissen! Sprechen Sie!"

„Man fand ihn verwundet, allein, doch deuteten alle Umstände auf ein Duell.“

„Er lebt? Die Wahrheit, ich beschwöre Sie!“

Ein einziger Blick Einbecks verrieth ihr das Gegentheil. Henrike verstand ihn; haltlos suchte ihre Hand nach einer Stütze. Einbeck bot ihr die seine, sie aber wies dieselbe zurück. Ihre Augen bedeckend stand sie wankend da. Einbeck bemächtigte sich ihres Arms und führte sie zu einer Bank; schweigend, mit allen Zeichen der Theilnahme stand er, die gefalteten Hände senkend, vor ihr.

„Es war für mich eine verhängnißvolle Aufgabe, Ihnen diese Nachricht zu bringen,“ sagte er mit weicher, mitleidsvoller Stimme, „aber fern und allein unter fremden Menschen, die von der Civilisation kaum gestreift . . .“

Er schwieg, als koste ihm jedes Wort Ueberwindung, und als Henrike jetzt endlich das Taschentuch in den Schooß sinken ließ, blickte er auf zwei geschlossene Augen, deren Wimpern noch thränenfeucht.

„Sagen Sie mir Alles!“ bat sie, ohne aufzublicken, in schmerzvoller Resignation. „Er war ja

mein Glück, mein Leben! Die Welt ist für mich jetzt öde und todt!“ Ihr Kinn sank auf die Brust, ihre Hände lagen krampfhaft verschlungen im Schooß.

In Ehrerbietung vor ihrem Schmerz ließ er sich in die andere Ecke der Bank nieder und schaute sinnend vor sich, als gönne er ihr Muße, denselben zu überwinden; nur ein halb versteckter Seitenblick ließ ihn den gramvollen Zug um ihre Mundwinkel erkennen.

„Es ist wenig, was ich Ihnen noch zu sagen vermag, aber ich übernahm ja in Ermangelung eines Anderen die Trauerbotschaft. Wird jedoch dieses Wenige Sie nicht zu sehr erschüttern? Ich stehe Ihnen zur Verfügung, sobald Sie den ersten Schmerz überwunden.“

Henrike schüttelte schweigend das Haupt und er begann nach einer Pause, als habe er selbst erst der Sammlung bedurft:

„Nach Monate langem, trostlosem Aufenthalt in einem öden, zwischen Felsen begrabenen Bade Siebenbürgens, dessen Wunderwirkung ich die Wiederherstellung meiner Gesundheit danke, suchte ich auf Anrathen der Aerzte noch für wenige Wochen zu

einer Nachkur die Herkulesbäder von Mehadia an der ungarisch-rumänischen Grenze auf. Es war das wider Erwarten ein sehr unruhiger Aufenthalt für einen Mann wie mich, der jeder Betheiligung am gesellschaftlichen Leben entsagen mußte. Es hatten sich dort ungarische Kavaliere und österreichische Kavallerie-Offiziere zusammen gefunden, hohes Kartenspiel forderte manches Opfer, es ging oft lebhaft zu bis in die Nächte hinein, wenn von benachbarten Garnisonen ganze Kavalkaden in dem von hohen Felsen umschlossenen Thal erschienen. Ich, der zur Einsamkeit Verurtheilte, mußte mich fern von ihrem Treiben halten und fand nur Zerstreuung in der Unterhaltung mit einem Fremden, der in Orsowa an der Grenze seine Berufung in serbischen Kriegsdienst erwartete, und inzwischen bei einem Pfarrer die Sprache zu erlernen suchte. Er kam täglich nach Mehadia und mied auch seinerseits die Gesellschaft hier. Rittmeister von Breden nannte er sich und ich hatte keine Ahnung . . .“

Er unterbrach sich, da er wieder zwei Thränen über die bleichen Wangen des Mädchens perlen sah.

„Weiter!“ bat sie, die im Schmerz fest zusammengepreßten Lippen öffnend.

„Eines Tages vermißte ich ihn; er kam auch am nächsten nicht. Ich machte also ohne den schon gewohnten Begleiter meine Promenade . . . Es schmerzt mich, jetzt einen Moment berühren zu müssen, der mir noch heute so erschütternd vor Augen steht! Herr von Breden sollte, ich schicke dies voraus, mit einem der Offiziere der an jener Stelle zusammenstoßenden Landestheile Oesterreich, Rumänien und Serbien in einen Streit gerathen sein und diese traurige Vermutung erschien mir bestätigt, als ich ihn auf meiner Promenade mit einer Schußwunde in der Brust, die Waffe noch in der erkalteten, starren Hand, in einer Waldeslichtung am Boden liegend fand.“

Ein Schmerzenslaut unterbrach ihn . . . Henrike verhüllte schluchzend ihr Antlitz. Sie erhob sich, wankend, mit von Thränen geblendeten Augen tappte sie fort durch den Garten, dem Hause zu.

Auch Einbeck hatte sich erhoben. Ihre unsichere

Fortbewegung überwachend, blieb er an ihrer Seite und übergab sie in der noch unbelebten Vorhalle einer Dienerin der Fürstin, die sie vom Fenster aus bemerkt und athemlos herbeigeeilt war.

Schweigend, mit halbgeschlossenen Augen stand er noch in der Halle, ihr nachschauend, dann ließ er sich in einen der Wiegestühle sinken, kreuzte die Arme auf der Brust und senkte das Kinn.

„Ich liebe sie und sie wird überwinden!“ sprach er dumpf und düster vor sich hin. „Die gute Durchlaucht wird mir böse sein, aber auch das wird vorübergehen!“

Er schaute nach langem Hinbrüten, gestört durch heraustretende Gäste, um sich her, als überlegte er, wo er sei, denn seine Gedanken schienen ihn weitab geführt zu haben.

Seine Züge waren matt und abgespannt, sein Antlitz bleicher noch als gewöhnlich. Die Augen wieder schließend, als Alles um ihn still, lehnte er sich in den Wiegestuhl tief zurück.

„Welch eine Qual, so verloren zu sein und erst eine neue Welt sich erobern zu müssen, in der das

Ungewohnte, Unbekannte uns Gewährung bietet!“ murmelte er mit farblosen Lippen und einem Zucken seiner Gesichtsmuskeln. „Dieses Geld, das mein Vater den Thränen der Unglücklichen erpreßte, das er mit vollen Händen über mich ausgoß, ich gab es von mir, gab es der Welt zurück, aber ich nahm, was sie mir dafür gab, und das verzehrte mich selbst, Leben, Geist und . . . Gewissen! Und jetzt ringe ich mit allen Kräften und Mitteln nach Verwerthung des in mir neu geborenen Lebens! Ich liebe ein Weib mit der Sentimentalität, mit der ein Chorknabe zu seiner schönen Madonna betet, und muß wie ein Landsknecht über Gräben und Bastionen hinweg, um sie zu erreichen!“ . . .

Die Stimme seines Dieners rief ihn zu sich. Derselbe stand schon seit Minuten in respektvoller Entfernung von ihm.

„Herr von Einbeck, die Fürstin sandte nach Ihnen, sie wünscht Sie zu sehen!“

„Ich komme!“ Einbeck versank wieder in sich und erst als es wieder lebhaft in der Halle wurde, erhob er sich träge und mit zerstreuter Miene.

„Einbeck, was haben Sie dem armen Fräulein von Hollmayer zu Leide gethan?“ empfing ihn die Fürstin im Morgengewande mit strenger Miene. „Meine Kammerjungfer sah, wie Sie im Garten zu ihr traten, auch wie die Aermste, das liebste und beste Geschöpf der Welt, das zu nichts Argem fähig, vor Ihnen zusammengesunken. Aufgelöst in Schmerz ist sie von dieser Nachricht, wie man mir meldet, ins Haus geführt, aber aus der Unglücklichen ist für den Augenblick nichts herauszubringen; sie sitzt starr und regungslos in ihrem Zimmer und blickt schweigend, theilnahmslos vor sich hin.“

„Durchlaucht, eine Familienangelegenheit, zu deren Ueberbringer mich der Zufall machte!“ antwortete Einbeck mit kavaliermäßig unterwürfiger Miene. „Das Fräulein war verlobt.“

„War?“ ... Die Fürstin schaute ihn unmuthig an. „Ich wußte, daß sie verlobt sei!“

„War, Fürstin! Ich bin kein Gott, um Abgeschiedene ins Leben zurückzurufen!“

„So brachten Sie ihr eine Unglücksnachricht?“

„Ich war dazu bestimmt, Durchlaucht!“

„Erzählen Sie, damit ich weiß, was geschehen! Ich beobachtete gestern heimlich, daß Sie ein besonderes Interesse an dem Fräulein haben.“

„Ein unglückliches, Fürstin! Ich erlaubte mir gestern schon, dies anzudeuten!“

„Um desto bereitwilliger also brachten Sie ihr diese Nachricht!“

„Ich leugne nicht, Durchlaucht, daß ich sie mit widerstreitenden Gefühlen brachte!“

Die Fürstin blickte unzufrieden fort.

„Ich war froh, dieses liebenswürdige Mädchen gefunden zu haben, das eine vorzügliche Erziehung und eine seltene Herzensreinheit in sich vereinigt und Sie kommen, um mir mit der ihrigen auch meine Ruhe zu stören!“ Ihre Worte klangen herb und verweisend. „Ich weiß zwar noch nicht, was geschehen, aber ich warne Sie ernstlich, nicht eigennützig noch weiter den Frieden des Mädchens zu stören! Fräulein von Hollmayer vor den Händen eines Viveurs wie Sie, zu bewahren, wird meine Sorge sein, wenn Sie wirklich ernstliche Absichten auf sie haben. Sie sind mir lieb und werth als Gesellschafter, aber lassen Sie

sich nicht einfallen, Ihre sündige Hand nach ihr auszustrecken, so lange sie unter meinem Schutz ist!"

Einbeck lächelte blasirt vor sich hin, dann blickte er, wie um Vergebung bittend, auf.

„Fürstin," sagte er demüthig, „ich werbe ja in Sack und Asche auf der Schwelle Ihres Tempels um diese Göttin!"

„Sie würden ebenso um eine Teufelin werben, wenn es Ihnen in der Hölle nicht zu heiß geworden wäre."

„Abaddon war des Herrn liebster Engel!"

„Erzählen Sie mir, damit ich weiß, was überhaupt vorgegangen!"

Einbeck that, als krümme er sich noch unter den Vorwürfen der Fürstin, dann begann er zu erzählen, wie ein Zufall ihn fernab an der Militärgrenze mit dem Rittmeister von Breden zusammengeführt, wie er den Umgang desselben so hoch geschätzt und wie er zu seinem Schmerz denselben mit einer Wunde in der Brust, die Waffe noch in der Hand, entseelt zwischen den Bergen gefunden."

„Ich kenne dieses Grenzland," sagte die Fürstin, durch seine Erzählung in trübes Nachdenken versenkt. „Mein Gemahl ward als Offizier im russisch-türkischen Kriege vor Kalafat schwer verwundet. Omer-Pascha gestattete mir, ihn abzuholen, da er in türkische Hände gerathen, und mit einem Passierschein traf ich an der Grenze bei den Baschibozuks ein. Wochenlang lagen wir in Orsowa, um den Verwundeten zu pflegen . . . von Breden!" sprang sie in ihren Gedanken ab. „Ganz recht, so nannte mir das Fräulein ihren Verlobten; aber woher kannten Sie denn seine Beziehung zu Fräulein von Hollmayer?" fragte sie nach einer Pause mit strengem Blick.

„Ich hatte von derselben in Deutschland gehört."

„Ich verstehe! Und zu nichts waren Sie bereitwilliger, als der unglücklichen Braut diese Botschaft zu bringen!" . . . Sie erhob sich in strengem Ernste.

„Herr von Einbeck," sprach sie, „so willkommen Sie mir hier waren, da es meine Absicht, für meinen Salon interessante Menschen zu werben, die ich hier weniger noch als in Paris nach ihrem moralischen Werth zu sichten im Stande bin, muß ich Sie doch

bitten, Ihre Besuche bei mir einzustellen, bis Fräulein von Hollmayer sich von ihrem Schmerz erholt haben wird. Ich werde Ihnen gern begegnen und mit Ihnen plaudern, aber die Rücksicht für eine Unglückliche, die in meinem Schutz, gebietet mir Schonung ihrer Empfindungen."

Sie verneigte sich unmuthig und verließ das Zimmer. Einbeck warf sich grollend und doch mit satirischer Miene in den Sessel zurück.

„Bah! Ein einziges bon mot, einige der pikanten Anekdoten, die ich aus Ungarn mitgebracht, und sie ist wieder in bester Laune! Dafür ist sie Russin! . . . Aber zu etwas Anderem! . . . Auch der Bruder ist hier! Ich sah ihn bereits im Bahnhof von Monaco früh Morgens scheu und wie auf der Flucht ein Coupé wählen, als suche er sich zu verbergen; Dank der Schlaflosigkeit, die mich seit meiner Genesung foltert, sah ich ihn auch hier vom Fenster aus, wie er das Hotel verließ. Er ist ein Faktor, mit dem ich hier wohl werde rechnen dürfen und müssen, und wenn er reif für mich, denn er spielt jedenfalls . . . Ich will's überlegen! Der Fürstin begegne ich unver-

meidlich in dem Wohlthätigkeitsbazar, der morgen eröffnet wird; sie ist eine fanatische Wohlthäterin; ich opfere einige Tausend Francs und sie schwört, daß es keinen besseren Menschen gebe als ich!“ . . .

Er erhob sich pflegmatisch und verließ den Salon.

Zweites Kapitel.

Acht Tage waren verstrichen. Von Berthold ward nichts mehr gehört und gesehen. Selbst seine unglückliche Schwester, wenn sie in tiefster Trauer kam, um ein Stündchen bei Schraders zu verweilen und mit bleichem, leidendem Antlitz und von stillem Gram umrandeten Augen schweigend auf das Meer hinaus zu blicken, selbst sie sprach nicht von ihm; sie hatte ihn über ihrem eigenen Leid vergessen, seit er das Hotel verlassen, um, wie man glaubte, nach Deutschland zurückzukehren. In Meta's Gemüth kehrte inzwischen die Ruhe zurück. Die Besorgniß der Freundin hatte sich nicht bestätigt; sie selbst hatte heimlich forschen lassen und durfte beruhigt sein. Werner zog nach wie vor mit den Fischerböten aufs

Meer hinaus oder fuhr im Jagdanzuge auf seines Wirthes sehr primitiver Timonella, einem Einspänner, in die Berge hinauf, um zu jagen, und diese Ausflüge führten ihn meist weit fort, hoch hinauf, wo die Raubvögel horsteten, in das wildeste Geklüfte, denn die übrige Jagd war ihm wegen des Mangels an Waldung nicht interessant genug.

Halbe Tage lag er hoch oben auf dem Anstand, während welcher sein Auge Unterhaltung genug hatte, denn von diesen Firsten aus sah er die Dampfer so stolz dahin ziehen, zählte die Segel der Kauffahrteischiffe und überschaute die Felsenriffe der corsicanischen Küste.

Meta war recht oft besorgt um ihn, wenn er länger ausblieb als gewöhnlich, aber der Bursche, der mit ihm, schien ein ruhiger, zuverlässiger Mensch aus dem hoch über ihnen gelegenen alten San Remo und sprach das Deutsche, er kannte die Berge und Schluchten, weil er einen anderen Dienst in St. Tropez gehabt, war also für Werner ein sicherer Führer und zeigte auch diesem so viel Anhänglichkeit, daß die junge Frau ihm ihr Liebstes bereitwillig anvertraute.

Kehrte Werner heim, so saß die kleine Familie traulich beim Mahl unter dem Eukalyptus und während er erzählte, ruhten Meta's Augen überglücklich auf dem Geliebten.

Frau von Schrader billigte diese seine Lebensweise, wenn die Tochter zuweilen unzufrieden damit war. Wollte man hier noch bis zum Frühling verweilen, wie die Aerzte geboten und sie habe ja auch das Umherziehen satt, so könne Werner keinen besseren Zeitvertreib in dem für einen jungen Mann doch so trostlos stillen Orte suchen; so war ihre Meinung. Nur daß er sich so weit in die Seealpen hinauf versteige, war ihr nicht recht; ihm könne da mit dem besten Führer, der allerdings der kleine Nicolo, der Bursche sei, ein Unglück zwischen den hohen Felsgraten geschehen, zu denen sie mit Schaudern hinauf geblickt, als sie von Nizza über die Corniche hierher gefahren und eine junge Frau habe wohl Ursache, für das Leben ihres Gatten bedacht zu sein. Auch die nächtliche Fischerei möge er lassen; auch sie fühle sich ruhiger, wenn sie männlichen Schutz im Hause wisse.

Der Himmel hatte während der letzten Tage

recht grau und todt über dem Wasser gehangen; der Regen leckte von den senkrecht herahängenden Blättern des Eukalyptus wie von der Schale einer Fontäne herab, kein Vogel sang, die Uferpromenade verschwamm in dem Dunst mit dem Meer und trostlose Oede herrschte auf der ersteren.

Es sind das Tage der Verzweiflung in San Remo für die Gesunden und noch mehr für die Kranken, die des Sonnenscheins entbehren und trauernd am Kamin sitzen, fröstelnd, wenn das Olivenholz in demselben verknistert und vielleicht ja die Tramontane durch den Kamin in das Zimmer bläst.

Werner hatte trotzdem seine gute Laune nicht verloren; er verabredete mit Nicolo neue, weite Ausflüge, schaute ungeduldig auf das Barometer, beobachtete am Himmel jede leiseste Hellung, fragte die Fischer wegen des Wetters aus und kehrte immer guten Muthes zu seiner jungen Frau zurück, bis er eines Abends endlich die Nebel sich zertheilen und die untergehende Sonne aus dem Dunst herausstrahlen sah.

Nicolo, ein schwarzköpfiger, kleiner, aber sehniger

Bursche mit echtem, ligurischem Leberthrangesicht, hatte ihm, um ihn in guter Stimmung zu erhalten, aber so, daß es die Damen nicht hörten, von einem ganz extraordinären Jagdausfluge in die Alpen hinauf erzählt; er hielt heimlich im Stall ein Lämmchen und verschiedenes Geflügel bereit, das auf der nächsten Jagd als Lockung dienen sollte, und als Werner bei dem ersten Sonnenblick ihn aufsuchte, setzte er diesem seinen Plan auseinander. Aber, meinte er, man werde wohl zwei Tage fortbleiben müssen, was ja an sich kein Bedenken habe, da er für die Nacht ein gutes, trockenes Obdach in einem der höchsten Alpendörfer wisse, das wie ein Schwalbennest auf den Terrassen der höchsten Felsenspitzen klebte.

Werner rieb sich vergnügt die Hände; nur Eins wollte ihm nicht gleich in den Kopf: er sollte zum ersten Male seit seiner Vermählung sein um ihn so besorgtes Weibchen vierundzwanzig Stunden lang nicht sehen können.

Indeß die Waidlust siegte auch hierüber. Beim Abendmahl begann er von seinem Jagdausflug zu erzählen; es sollte sein letzter großer Jagdzug sein,

denn in wenigen Wochen kehre ja daheim der Frühling wieder ein, und sein Vater begehre in seinen Briefen, die junge Frau zu sehen.

Meta gab erst nach langem Zögern ihre Einwilligung, doch unter der Bedingung, daß es wirklich der letzte sei, denn sie sehe ihn jedesmal mit einem so bangen Vorgefühl scheiden.

Am nächsten Morgen, als die Sonne aus dem Meere auftauchte, umarmte Werner seine junge Gattin, die um seinetwillen so früh schon dem Schlummer entsagt. Sie war so unruhig die Nacht hindurch gewesen, denn Werner hatte am Abend spät draußen im Hofe mit dem Burschen noch so viel zu arrangiren gehabt; sie hatte den letzteren gehört, wie er in seiner Schweizer Aussprache zu ihrem Gatten so lebhaft und enthusiastisch gesprochen, als handele es sich um ein überaus wichtiges Unternehmen, und das hatte sie heimlich beunruhigt.

Diese schrecklichen, schroffen Felsenmassen, zu denen sie auf ihren Gebirgsausflügen immer mit Schaudern hinaufgeschaut, wollte Werner erklettern, nur aus Mordsucht, um die abscheulichen Raubvögel

zu jagen, die ihr schon unter dem Eukalyptus einen so argen Schreck bereitet! Wenn ihm ein Unglück widerfuhr! . . . Aber es sollte das letzte Mal sein und mit verheimlichten Thränen umarmte sie ihn, als der Karren schon von der Thür stand und Nicolo so ungeduldig mit der Peitsche knallte.

Nur der Bursche war Schuld an Werners Unruhe, glaubte sie; nur er hatte um guter Trinkgelder willen ihrem Gatten durch seine Erzählung von den Horsten, die er als Knabe in den Alpen aufgesucht, diese Lust an einer so unfruchtbaren und abenteuerlichen Jagd rege gemacht . . . Aber es sollte ja doch das letzte Mal sein! Und in ihrem Nachtgewande warf sie ihm lächelnd noch ihre Küsse zu, als der Karren sich schon landeinwärts in Bewegung setzte.

„Werner ist einmal ein leidenschaftlicher Jäger,“ tröstete die Mutter sie, „und wenn er seines Vaters Güter übernehmen soll, wirst Du Dich gewöhnen müssen, ihn Tage lang zu entbehren. Er findet ja auch Vergnügen darin, diese garstigen Raubvögel, die er in Nizza ausstopfen läßt, daheim aufzustellen und sie werden auch Dir eine angenehme Erinnerung

sein. Wir wollen inzwischen Henrike und der Fürstin unseren Besuch machen."

Meta stand noch da, mit schon vermissendem Herzen hinausschauend, als die Mutter bereits ins Haus zurückgekehrt. Aber ihre Augen, ihre Züge erhellten sich plötzlich, denn von einer Wiederkehr aus winkte ihr Werner noch einmal und ihr Taschentuch flatterte in der Luft.

„Zwei Tage ohne ihn!" seufzte sie. „Und er fehlt mir doch jetzt schon!"

* *
*

Berthold hatte in der That an jenem Abend, an welchem Henrike ihre Freundin Meta zum ersten Mal aufsuchte und ihr von seinem Hiersein sprach, nach ihr das Hotel verlassen. Ruhelos war er am Abend auf dem Abhange von San Remo umhergeirrt, dann von der Höhe herabgestiegen und hatte, hinter einem von Palmen- und Feigengebüsch überragten zerfallenen Mauerwerk versteckt, Meta und seine Schwester heimlich beobachtet.

Der Anblick der ersteren, wie sie dastand in dem magischen Licht, das die vom Wasserspiegel zurückgestrahlte Abendsonne auf sie warf, hatte seine Leidenschaft wieder zur wildesten Flamme angefacht. Sie war schöner, o, viel schöner als damals; in diesem so wunderbaren Himmelslicht, das sie überstrahlte, glich sie ihm einer göttlichen Offenbarung. Das war nicht mehr jene oft so bleiche, still waltende Mädchengestalt, ein blühendes junges Weib, dessen Stirn die Liebe verklärte.

Er hätte vorstürzen, ihr zu Füßen sinken, ihre Knie umklammern und rufen mögen: erbarme Dich meiner, denn ich bin nichts ohne Dich, ein elender Mensch, der verurtheilt ist, Dich lieben zu müssen! Aber er dachte an den Glücklichen, der sie ihm entrissen, der in ihren Armen schwelgen durfte, und der Haß, der seit Monden schon hundert Pläne gegen diesen geschmiedet, loderte in ihm auf; er ballte die, gegen das auf dem Bergabhange so traulich dastehende Häuschen, ausgestreckte Faust so fest, daß sein Puls zu sprengen drohte. Er hatte ihn gefunden inmitten seines ersten Liebesrausches, er, den man mit schönen

Trostesworten abgespeist, dem man ein Versprechen abgedrungen, das ihn nicht mehr binden konnte, während dieser Andere schon damals seines Triumphes gewiß gewesen.

In ihren Anblick versunken stand er da, Alles vergessend, nur nicht seinen Haß. Er sah nicht, wie die Sonne hinter den Felswänden der kleinen Golfe versank, sah sich plötzlich überrascht durch die im Halbdunkel forteilende Schwester, die nur seinen untertauchenden Schatten noch gewahrte, lagerte sich hinter das zerbröckelnde Gemäuer, bis die Dunkelheit ihn vollends schützte, und dann schaute er auf das friedliche Häuschen, lange, mit wundem, im Schmerz pochendem Herzen.

Vor seinen Augen wurden die Läden des Hauses geschlossen, das Licht schimmerte durch dieselben; er hoffte noch immer, daß sie noch einmal heraustreten werde. Aber er wartete vergebens.

Stunden hatte er so dagelegen, dann plötzlich vernahm er das Geräusch eines Riegels. Ein Bursche umschritt noch das Haus, die Gartenthür schließend, danach ward Alles still, das Licht erlosch. Nur das

Kläffen eines Hundes aus einer Nachbarvilla unterbrach die Ruhe und in dumpfen, rauschenden Schlägen wälzte drunten das Meer seine langen Wellen gegen das Ufer.

Er wagte sich aus seinem Versteck und schritt, von der Dunkelheit geschützt, auf das Häuschen zu. Unter dem riesigen Eucalyptus warf er sich auf dieselbe Bank, von der aus sie täglich auf das Meer hinaus zu schauen pflegte, und das bärtige Kinn auf die Brust senkend, saß er träumend da, heimlich lauschend auf jedes leiseste Geräusch, das aus dem Haus dringen mochte, aufzuckend mit einem Schmerzenslaut, wenn die Gedanken an das ihn folterten, was da drinnen geschehen mochte.

„Ich bin ein Narr, ich weiß es!" ächzte er. „Ich besitze jetzt, was ich so heiß ersehnt, aber der Besitz läßt mich verachten, was ich habe, er ist mir werthlos ohne sie! Ich muß zu Ende kommen, ehe ich eine That des Wahnsinns begehe, und ich will, ich will es!"

Er erhob sich und stand lange, ohne zu wissen, was beginnen. Seine Wohnung aufzusuchen, das

widerstrebte ihm; er konnte nicht Menschen sehen in dieser Stimmung; und so stieg er denn bergan, in dem Bedürfniß, dem Häuschen nahe zu sein.

So erreichte er die alte, auf der Höhe des Felsens eingenistete Stadt, und auch hier wieder zauderte sein Fuß.

Er glaubte Geräusch hinter sich zu hören, taktmäßige, langsame, aber schwere Schritte, schaute abwärts zurück und sah, daß ihm Jemand gefolgt, ein ligurischer Bursche mit brauner Wollenjacke und im Nacken sitzenden verwitterten Filzhut, der jetzt, beide Hände in den Hosentaschen, wenige Schritte vor ihm entfernt stehen blieb und den späten Gast im Zwielicht des hochgelegenen Plateau mit seinen kleinen, grellen Augen verwundert musterte.

Fremd hier oben und ohne Entschluß, wandte er sich an den Burschen.

„Willst Du Dir ein Trinkgeld verdienen, so zeige mir, wo ich hier zur Nacht ein Obdach finde!" sagte er, ihm die Hand auf die Schulter legend.

„Geld, Signore! O, davon möcht' ich viel verdienen, wenn ich's nur anzufangen wüßte!"

Berthold glaubte jetzt in ihm denselben zu erkennen, den er unten im Hof und Garten des Häuschen beschäftigt gesehen.

„Du dienst vielleicht da drunten? Mich dünkt ich sah Dich dort!“

„Ja, Signore! Ich besorge das Pferd und später das Gemüse für die Küche. Ich will nur meine Mutter besuchen, die hier oben ein Wirthshaus hält.“

„Werde ich bei Deiner Mutter übernachten können?“

„Ich denke wohl, Signore! Sie hat zwar nur eine Stanza für Gäste . . .“ Der Bursche schaute ihm erstaunt ins Gesicht.

„Führe mich!“

Aufwärts schreitend sah er die engen, überbauten Gassen vor sich; die Häuser, Wohnungen für Troglodyten, baufällige, höhlenartige Baracken schlossen sich über ihm gleichsam zusammen; dumpfe, stickige Luft, von verfaulten Früchten und Kellermoder verpestet, stieg aus dem Boden, kaum ein Dämmerschein drang in dieses Chaos von Ruinen einer früheren stürmischen

Zeit; kein Laut war zu hören, nur ein Dutzend Katzen fauchten über die zerbrochenen Dächer.

An einer dieser Baracken, über deren morscher Thür Berthold eine in den Farben verblichene Madonna auf zerplatztem Holz gewahrte, setzte der Bursche den rostigen Hammer in Bewegung. Ein altes Weib erschien mit einer Zinnlampe in der Hand, hinter ihr die verkrüppelte Knabengestalt eines Albino, der mit blöden Augen auf den Fremden starrte.

Berthold vernahm zu seiner Ueberraschung, daß der Bursche die Alte im schlechtesten Schweizer-Deutsch anredete, während er ihr die Lampe aus der Hand nahm, um den Gast über eine kurze, morsche Holztreppe in das einzige Fremdenzimmer zu führen, einen niedrigen, dumpfen Raum, von dessen Holzdecke das bestaubte Spinngewebe gleich einer Wolke herabhing. Er holte darauf schweigend, aber dienstfertig einen Krug Wasser, einen anderen mit Wein, wies auf das elende Bett, stellte eine zweite Lampe auf den Tisch und fragte, ob der Signore noch etwas bedürfe.

„Du sollst jeden Abend um diese Stunde hier

nach mir fragen; das Weitere wirst Du hören. Kann ich mich auf Dich verlassen, so bekommst Du hundert Lire und mehr . . . Jetzt geh'!"

Lustig sprang der Bursche die Treppe hinab und Berthold, während er mit gekreuzten Armen in die Lampe starrte, vernahm, wie er noch lange unten mit der Alten plauderte.

Drittes Kapitel.

Um dieselbe frühe Morgenstunde, in der Werner zur Jagd auszog, stieg eine bärtige Männergestalt, sich lösend von dem dustern, chaotischen Gemäuer der alten Stadt San Remo, die Höhe herab und lugte, die Hand über den Augen, in derselben Richtung hinaus.

Berthold war's, im Kostüm eines ligurischen Bauern. Ein grober breitrandiger Filzhut beschattete sein Gesicht, sein Bart fiel ungepflegt auf die Brust, Wind und Wetter hatten schnell sein Antlitz geröthet; seine Füße steckten bis zum Knie in groben Bauernstiefeln; seine ganze Erscheinung machte den Eindruck einer absichtlichen Vernachlässigung.

Während der rauhen und meist stürmischen Regentage, an welchen kein Fremder, der Unbill des Wetters

trotzend, sich die Mühe gegeben, den alten wüsten Steinklumpen hoch oben aufzusuchen, in dessen tellerartige Gassen selbst die Sonne nicht zu dringen vermag, hatte Berthold in seinem halb düstern niedrigen Gemach ein einsames, menschenscheues Dasein geführt.

Zu einer bestimmten Stunde, wenn der Himmel sich noch grämlicher und dunkler über den alten von den Sarazenen einst verwüsteten und danach festungsmäßig wieder errichteten Bau legte, hatte er mit einem Gewehr auf dem Rücken sein Asyl verlassen, spät Abends war er wieder heimgekehrt, um ein einfaches Mahl zu sich zu nehmen und seine ohnehin schon überreizte Phantasie noch durch einen Krug Wein zu erhitzen. Er sprach zu Niemanden im Hause und die Stumpfheit der ligurischen Felsenbewohner kümmerte sich eben so wenig um ihn. Die Wirthin der elenden Baracke war Schweizerin aus dem Engadin; als Magd hierher verschlagen, hatte sie den Besitzer dieses elenden, damals noch weniger baufälligen Hauses geheirathet, der frühzeitig gestorben. Die Kropfanlage des Mädchens hatte sich zu einem stattlichen Gewächs ausgebildet und sie zu einer Mißgestalt gemacht.

Nicolo war ihr ältester Sohn, aber sie mocht' ihn nicht, deshalb ging er hinab in den Dienst zu Leuten, die an Fremde vermietheten; ihr zweiter Sohn, ein Cretin, war gut genug zur Bedienung der wenigen Gäste, die allenfalls sich in ihre Butike verirrten.

Das alte Weib und der Kakerlak fragten, da er prompt jeden Morgen bezahlte, Beide nicht, was er hier oben wolle und was er treibe. Während der letzten Tage hatten sie allerdings gewahrt, daß er trotz allem Wetter vom Morgen bis zum Abend auf der Jagd war und ganz durchnäßt wieder heimkehrte, um in seinem Zimmer mit dem Burschen zu plaudern. Danach hatte er das Haus umschlichen, in welchem das glückliche junge Paar wohnte; er war glücklich gewesen, wenn er nur Meta's Silhouette sich an den Storen des erhellten Zimmers abzeichnen sah; es war ihm sogar gelungen, sie auf dem Balkon ihres Schlafzimmers zu erblicken, wenn sie hinter den Zweigen des Eukalyptus erschien, um trostlos in die durch undurchdringliche Dunstmassen verschleierte Umgebung hinauszuschauen. Auch sein Haß hatte die eifrig gesuchte Nahrung gefunden, wenn er sie mit Werner

heraustreten sah, wenn dieser den Arm über ihren Nacken und sie ihr Köpfchen an seine Schulter legte. Er lebte nur noch diesem Haß; er mußte Werner sehen, um diesen Haß zu schüren.

„Ich habe nichts versprochen . . . nichts was mich jetzt noch binden könnte!“ knirschte er, eines Abends mit gekreuzten Armen hinter dem Palmen- und Oelgezweig versteckt hinschauend, wie das junge Paar so zärtlich aneinander geschmiegt auf den Balkon trat. „Sie soll nicht ahnen, daß ich ihn noch hasse! Es ist besser, daß ich ihr nicht in meinem Suchen begegne; es ist auch gut, wenn sie mich wirklich mit dieser Schwedin gesehen! Sie mag glauben, ich habe mich in mein Schicksal gefügt, und wenn ich sie wiedersehe . . .“

Er schloß die Augen. Das junge Paar war vom Balkon verschwunden.

Er schritt hinab in die Senkung hinter der Mauer und schaute von dort zum Himmel auf. Alles noch nebelgrau und keine Hoffnung auf einen Sonnenstrahl! Und in ihm drängte doch Alles zum Ende; er stand furchtbare Qualen aus in seiner Vereinsamung, in

der all sein Denken nur auf ein Ziel gerichtet, das er vor sich sah, nach dem es ihn drängte und vor dem er doch die Augen immer wieder schließen mußte, wenn er es im Geiste erreicht sah.

An dem Abend, an welchem Meta die Sonne, den Nebelwust zertheilend, sich im Westen über das Meer legen sah, war auch er seiner engen, dunklen Behausung enteilt; er stand auch auf der Höhe der alten Stadt, auf den zerbröckelnden Fundamenten einer alten, gegen die Sarazenen errichteten Bastion und aufjauchzend sah er das Himmelslicht, dem so lange sein Sehnen gegolten, das ihm Erlösung aus seiner Verbannung, Erfüllung seines ihn verzehrenden Verlangens kündete.

Die Arme ausstreckend grüßte er die Sonne, wie eben allmälig ihre rothen, in graue Nebelstreifen auslaufenden Strahlen von dem Wasserspiegel aufgesogen wurden und der Gluthball selbst in demselben versank. Und noch eine, wie er meinte, letzte Nacht sog auch er sich voll von neuem Haß, indem er das stille Häuschen umschlich und dann wie gewöhnlich den Burschen bei sich empfing.

Am Morgen, nach einer schlummerlosen Nacht, stand er bereits im ersten Dämmern des Tages, umgeben von den aus dem feuchten Boden aufsteigenden Dünsten, auf seinem Posten. Er sah Werner sich von seiner Gattin trennen, sah noch, wie er von der Höhe derselben seinen Gruß sandte, und stieg in der gewohnten Terrain-Senkung zum Meer hinab.

Meta's weiße Gestalt erschien ihm noch einmal, wie sie, dem Geliebten nachschauend, im Nachtgewande am Fenster stand. Sein Fuß zögerte im Hinabschreiten ... Sie war allein! Der Gedanke ließ ihn zaudern. Aber der Tag war ja da, auf den er so lange gewartet! Dieser Tag, auch vielleicht erst der morgige, sie sollten für ihn Alles entscheiden!

Den Hut tief über die Stirn drückend, schritt er weiter und stieg zum Bahnhof hinab.

In Mentone verließ er das Coupé. Wartend, bis die Passagiere den Perron verlassen, stand er seitwärts desselben, sah sich aber plötzlich einer Gestalt gegenüber, deren Anblick ihn betroffen machte.

Eva Westerström, die ihn minutenlang zaudernd

schon beobachtet, war auf ihn zugetreten und mit trauernder, bittender Miene schaute sie zu ihm auf.

„Ich suchte Sie überall,“ sagte sie fast demüthig, auch ihrerseits überrascht durch sein Kostüm und seine verwitterten Züge. „Ich bin sehr unglücklich, Herr von Hollmayer! Ich habe Alles verloren . . . Alles!“

Unfreundlich blickte er anfangs über sie hinweg; daß sie nicht glücklich, davon zeugte die Haltung, in der sie vor ihm stand; lästiger als eben jetzt hätte sie ihm nie sein können. Eine Bewegung der Ungeduld verrieth ihr das.

Eva senkte traurig das blonde Köpfchen. Sie schien nicht zu wissen, wie sie einkleiden solle, was sie ihm zu sagen hatte.

„Ich habe Eile, mein Fräulein! Man erwartet mich!“ rief er überdrüssig.

Eva hob die Stirn mit recht vorwurfsvollem Blick. Sie glaubte mehr Schonung verdient zu haben. Nervös fuhr sie mit der Hand an die Stirn, dann schien sie entschlossen, zu reden.

„Ich weiß nicht, wohin ich soll; ich habe nichts, nicht einmal ein Obdach mehr!“

„Sie? . . .“ Berthold schaute sie erstaunt an.

„Ich will Ihnen Alles in wenigen Worten erzählen. Sie haben mich Beide verlassen.“

„Wer?“ fragte Berthold zerstreut, ohne eigentlich eine Antwort zu verlangen.

„Die Mutter, die nur meine Stiefmutter war und mich gar nicht gerne hatte, und er auch, der Landsmann, der mit uns reiste und mir immer das Geld gab . . . viel Geld, denn er ist furchtbar reich. Ich sei im Stande, ein ganzes Goldbergwerk an einem Morgen zu verschwenden, sagte er und drehte mir den Rücken . . . O, ich wußte wohl, warum!“

Berthold blickte kalt auf sie nieder, als erscheine sie ihm in einem ganz anderen Lichte.

„Ich bin jetzt arm wie eine Bettlerin,“ sagte Eva, halb schluchzend, „ganz verlassen und mag nicht schlecht sein, wenn ich auch wohl leichtsinnig bin, und da dachte ich wie immer an Sie. Ich habe Niemand mehr, obgleich ich Alle haben könnte, und bin recht traurig und unglücklich. Mein Vater war ein sehr reicher Mann in Gothenburg, er ist gestorben, weil ihn sein Kompagnon um Alles gebracht. Der Lands-

mann, den Sie bei uns sahen, ist der Sohn dieses Kompagnons, er kam zu uns, als wir nichts mehr hatten und nahm uns mit sich, ohne uns zu sagen, wohin er uns bringen wolle, ohne uns eine ruhige Stätte zu bieten. Ich sah zu spät, was er wollte und daß die Stiefmutter damit einverstanden sei. Ich verschwendete gedankenlos, ohne für mich selbst zu sorgen, sein Geld, mit dem er prahlte, denn er hatte es doch nur meinem armen Vater gestohlen; endlich gab ich ihm seine Vorwürfe zurück und sagte ihm, er sei ja nur ein Dieb, und da dampfte er vor meinen Augen mit seiner Yacht ab; wahrscheinlich hat er meine junge Stiefmutter mitgenommen und ich mußte unsere Rechnung im Hotel mit dem Letzten bezahlen, was ich hatte, um Sie zu suchen."

Berthold hatte, während sie sprach, unruhig vor sich hinausgeschaut und nur so viel verstanden, daß sie sich in Noth befinde — sie, die ihn so selbstlos mit jenem Goldregen überschüttet. Ohne sie anzublicken, griff er in die Tasche und reichte ihr eine Banknote.

„Das ist Alles, was ich augenblicklich für Sie thun kann! Ich habe Eile, man erwartet mich zur

Jagd da oben in den Bergen!" sprach er, ohne eine Miene zu ändern, mit harter Stimme. „Leben Sie wohl!"

Er wandte ihr herzlos den Rücken und verließ den Perron.

Eva stand da mit dem Billet, das er ihr gewaltsam in die Hand gedrückt. Thränen stürzten aus ihren Augen.

Das leichte, übermüthige Kind empfand bitter die Folgen seiner Gedankenlosigkeit; es hatte während der letzten Tage die Erfahrung machen müssen, daß es sich auf einem Boden, unter einer Gesellschaft befinde, in der Keiner für den Anderen einer Regung des Mitleids fähig. Hier, wo sie mit Gold spielen gesehen, hatte sie das ganze Treiben für eine Spielerei gehalten.

Ein Beamter der Bank, gerührt durch ihre plötzliche Hülflosigkeit, in der er sie durch die Säle schleichen sah, hatte sie zur Bankdirektion geführt, um wenigstens ein Reisegeld für sie zu erwirken, aber man hatte sie abgewiesen, weil sie nicht nachweisen konnte, daß sie den letzten großen Gewinn wieder in den Schlund

der Spielbank zurückgeworfen, und so hatte sie ihn denn gesucht, dem sie das Geld gebracht, und er — —

Sie zerknitterte, wie sie rathlos dastand, die Banknote in der Hand. Er, den sie liebte, den sie hatte glücklich machen wollen, er behandelte sie wie eine Bettelmagd, bot ihr ein Almosen, kehrte ihr den Rücken!

Das Blut stieg ihr in das bleiche Antlitz; sie trocknete die Thränen und sprang vor, um ihm nachzuschauen. Was sie noch von ihm wollte, sie wußte es nicht in ihrer Empörung. Aber er war verschwunden; die Leute gingen an ihr vorüber und schauten ihr so frech in das verstörte, hübsche Angesicht.

Ihr war's, als könne sie zum ersten Mal einen Menschen hassen, und denselben, für den sie eine so thörichte Anhänglichkeit empfunden! Er hatte ihr mit Verachtung gelohnt, und dies Almosen, das er ihr gegeben . . .

Was wußte sie von Geld! Aber daß sie um dies nicht gebeten, daß er sie verspottet, verhöhnt, ihr Herz beleidigt, daß dieses Almosen eine schnöde Ab-

findung — die Vorstellung war ihr so erdrückend, daß sie schwindelnd nach einer Stütze suchte.

Da brauste eben der Zug gegen den Bahnhof daher. Ein jäher Gedanke bemächtigte sich ihrer. Sie öffnete die Hand, um sich zu überzeugen, ob sie das Billet noch habe, und mit wenigen Schritten war sie, halb bewußtlos und wie getragen von unsichtbarer Gewalt, wieder auf dem Perron.

Erst im Bahnhofe von Monte Carlo kam sie zu einem klaren Bewußtsein. Dieses Billet — sie hatte ja so viel Glück an der Bank gehabt — konnte sie verzehnfachen; mit hundert Francs konnte sie eine Million gewinnen! Aber für sich behalten wollte sie dieselbe und dann . . .

Dem sich die Treppe hinaufwälzenden Strom auf flüchtigen Füßen voraneilend, erreichte sie das Plateou, zog den Schleier tiefer über das Antlitz und betrat das Kasino.

Die Diener kannten sie, denn sie war eine der auffallendsten Erscheinungen gewesen, um so interessanter, als Niemand bisher gewußt hatte, was er aus ihr machen solle. Sie hatte sich freier und un-

befangener bewegt als der Schwarm leichtfertiger Weiber, die sich hier täglich in den Sälen einfand, und doch hatte Niemand diese mädchenhafte, frische und originell schöne Erscheinung mit jenen zu verwechseln gewagt. Man vermißte also heute nur die noch junge Frau, die man als Mutter an ihrer Seite zu sehen gewohnt gewesen.

Unsicheren Fußes, aber doch wieder getragen von derselben geheimnißvollen Gewalt, schritt sie zu dem ersten der Tische, an welchem sie so viel Glück gehabt. Dieselbe zierliche weiße Hand, die man schon kannte, warf die Banknote hin, um sie gegen Gold gewechselt zu haben, und zitternd drängte sie sich in den Kreis der Spieler.

Und sie gewann; sie gewann immer wieder; mit triumphirendem, fast habsüchtigem Blick sah sie das Häufchen Gold vor sich steigen. Ein Beben durchschauerte sie wieder und wieder bei jedem glücklichen Schlag und die Employés sahen mit einer gewissen Besorgniß die schöne Hand ihrer Gegnerin das Geld einraffen.

Stundenlang stand sie da, beobachtet in ihrem

fieberhaften Wirken von den kaltblütigeren Spielern ihr gegenüber, aber auch endlich bemitleidet von denselben, denn als die Stunde kam, wo die Kreise um die Spieltische sich lichten und Alles zum Diner die Tafeln des Hotels sucht, schlich Eva mit gesenktem Haupt, kaum mächtig ihrer Glieder, aus dem Saal und das Antlitz verschleiernd stand sie draußen auf dem Platz, an den Rand der Fontaine gelehnt.

Ihr Herzschlag wollte aufhören, ihre Arme hingen willenlos herab, ihr Kinn war auf die Brust gesunken.

In sinnloser, fiebernder Hast, keiner Ueberlegung, keiner Mäßigung fähig, hatte sie Alles wieder geopfert, ihr war nicht so viel geblieben, um sich ein Mittagsmahl zu erkaufen . . . .

Der Platz um sie her ward immer stiller; vor dem Kaffeehause, vor der Freitreppe des Kasino war Niemand; nur die Nachzügler bewegten sich im Lichte der Kandelaber und mit hartem Tritt ging an seinem Posten ein Karabinier auf und ab.

Verlassen, verloren! Sie, die noch vor wenig Tagen wie eine Art Goldfee angestaunt, von den

Blicken der ganzen so bunten Gesellschaft verfolgt worden!

Ein Gefühl des trostlosesten Jammers überkam sie immer mehr; sie schluchzte wie ein Kind, das seine Mutter verloren; ihre Zähne schlugen zusammen unter dem Bewußtsein, hier draußen in der weiten, großen Welt allein zu sein, in derselben Welt, in welcher sie wie eine schillernde Libelle so ahnungslos froh umhergeschwärmt.

Niemand kümmerte sich um sie. Mit von Thränen geblendeten Augen schaute sie hülfesuchend umher, aber nirdendwo haftete ihr Blick, selbst ihre Augen fürchteten sich. So lange sie noch hoffen gedurft, ihn zu finden, war sie sich des ganzen Elends ihrer Lage nicht voll bewußt gewesen, jetzt hatte der Sturm die Libelle zu Boden geschlagen und das unerfahrene Kind sah sich heim- und obdachlos.

So todt, so unheimlich ward's um sie her! Sie begann laut zu schluchzen und bedeckte den von Thränen feuchten Schleier mit den Händen. Ein furchtbarer Gedanke überkam sie . . .

„Soll Eva Westerström schlecht werden!“ jammerte

sie mit fast erstickter Stimme. Hätte sie es nicht gekonnt, wie er, Lundgreen, und die Stiefmutter es wollten? „Ich habe sie nicht verstanden während der Monate, die wir von der Heimat fern sind und als ich sie endlich verstand“ . . .

Feste Männerschritte hallten an ihr vorüber Zusammenfahrend schaute sie auf und bog sich furchtsam zurück über die Brüstung der Fontaine. Er, dessen Name eben über ihre Lippen gekommen, schritt an ihr vorüber. Er war also dennoch zurückgekehrt und mit ihm auch sie, ihre Mutter?

Muth fassend, von Hoffnung getrieben, trat sie vor.

„Herr Lundgreen, wo ist meine Mutter?“ rief sie mit gefalteten Händen.

Der Mann, jene korpulente Gestalt mit dem weißblonden Bart, schaute sie überrascht an.

„Du hier!“ rief er lachend.

„Wo ist meine Mutter!“ bat sie, flehentlich die Hände erhebend.

„Weiß ich's? . . . Ich gab ihr Geld für sie und Dich, damit Ihr nach Hause reisen könntet! Hat sie Dich sitzen gelassen?“

„Nach Hause!“ Eva's Herz wollte brechen.

„Du liefst ja dem Anderen nach! Hat auch der Dich sitzen lassen? Du wirst ja noch einen Anderen finden; es ist kein Mangel hier! Gute Nacht. Mein Schiff erwartet mich!“

Die verächtliche Sprache, dieses brutale Du, mit welchem er sie angeredet, hatten ihr den letzten Muth genommen, zu dem sie sich noch aufgerafft. Das Haupt, die gefalteten Hände senkend, stand sie da. Seine Schritte verhallten. Ihre Füße hätten nicht sie ihm nachzutragen vermocht, selbst wenn sie diese Schmach hätte auf sich nehmen wollen.

„Nein, nicht schlecht sein!“ flüsterte sie mit der letzten Kraft des Willens über ihr Elend. Und da gab ihr die Verzweiflung einen Rath ein, der ihr wenigstens für die Nacht ein Obdach gewähren sollte.

In das Hotel wollte sie zurückkehren; sie hatte ja mit dem Rest ihres Geldes die Rechnung für sich und die Mutter bezahlt; man konnte ihr diese Nacht dort gönnen, auch wenn sie wie eine Hochstaplerin morgen früh heimlich davonging!

Sie verwischte also heimlich die Thränen, die

sich immer wieder zwischen die Wimpern drängten, schöpfte tief Athem, sprach sich Trost zu, beschwor das so ängstlich pochende Herz um Ruhe und schritt endlich in leidlicher Fassung den Weg hinab zur Condamine.

Im Hotel empfing sie der Lärm der an den Tafeln sitzenden Gäste. Sie waren Alle so guter Dinge, wie sie da hinter den offenen Thüren des Restaurants saßen, in dem auch sie gern ihrem Uebermuth die Zügel hatte schießen lassen; nur ihr war's so herzbrüchig, so todestraurig und mit dem Gewissen einer Betrügerin trat sie in das Bureau, wieder um ein Zimmer zu bitten.

Man gab ihr eins der besten, das ihre Stiefmutter inne gehabt, denn man hielt sie noch für die reiche Westerström, und sie wagte nicht, es abzulehnen, um keinen Verdacht zu erregen. Ohne Garderobe, — denn sie hatte die ihrige heimlich verpfändet, um eben in diesem Hause Alles zu zahlen — betrat sie den Salon . . . so allein, so mutterseelenallein.

Und da kamen wieder die Thränen; sie sank vor dem von der Stubenmagd angezündeten Armleuchter auf einen Sessel, wimmerte leise vor sich hin und erst

als sie die dürftigste Fassung wieder gewann, war ihr Geist im Stande, zu denken, wie das Alles so gleich einem Wirbelwind über sie gekommen.

Die Nacht sollte Eva Rath bringen. Sie trat an das Fenster und ließ die frische Seeluft hereinströmen. Das that so wohl, aber es änderte nichts an ihrer Trostlosigkeit. Die Wellen rauschten wie sonst an das Ufer und an den Felsen zu ihrer Seite schlug der Gischt der Brandung in mächtigen langsamen Takten, weit zurückprallend in die Wellen und diese mit Phosphorringen überziehend, die sich wie flüssiges Silber auf den Strand ergossen.

Dort hatte sie am Morgen gesessen und ihn erwartet . . . Das Blut stieg ihr ins Gehirn bei dieser Erinnerung; ihre Hände krampften sich über der Brust zusammen. In all ihrer Zerknirschung empörte sich ihr Frauenstolz gegen die Demüthigung, die sie heute Morgen auch von ihm erfahren, von ihm, dem sie . . .

Sie ballte die Hände vor der Stirn, sich selbst und ihre Schwäche für einen Unwürdigen verfluchend,

und mit zusammengepreßten Zähnen warf sie sich auf das Lager.

Der Abendwind strich in das Zimmer, mit den Vorhängen spielend; die Wellen rauschten in wuchtigen Schlägen auf den Strand, die Brandung tobte mit regelmäßig wiederkehrendem Getöse gegen den Felsen; die Lichte brannten herab — Eva lag zur Decke starrend mit weit geöffneten Augen, bis endlich der Schlummer über diese herabsank ....

Der erste Sonnenstrahl, der in ihre Fenster drang, fand sie wiederum mit offenen, gläsern aufschauenden Augen, regungslos, die Arme auf die Bettdecke gestreckt.

Noch war ihr das Bewußtsein ihrer Lage nicht ganz zurückgekehrt. In ihren Träumen hatte sie sich gesehen, wie sie in ihrer Kindheit, nachdem ihre Mutter gestorben, zu einer Tante in Norwegen geschickt, Jahre hindurch auf den Fjellen umhergeklettert, ein wildes unbändiges Ding, das auf dem Lande ohne gesellschaftliche Erziehung heranwuchs, bis der Vater sie zurückrief und sie einer neuen Mutter vorgestellt wurde. Wie dann, wiederum nach Jahren,

während welcher sich keinerlei herzliche Beziehung zwischen ihr und der kalten, empfindungslosen Stiefmutter geknüpft, das Geschäft des Vaters zusammenbrach und diesen unter seinen Trümmern begrub. Wie dann nach bittrer Noth der Sohn des früheren Associé ihres Vaters sich Beider erbarmte, sie mit auf Reisen nahm, auf seiner Yacht die Hafenstädte und von da die Badeorte mit ihnen besuchte, ohne ihnen eine bleibende Stätte zu gönnen, und wie endlich . . .

Sie erwachte, lag aber wie im Starrkrampf, denn Berthold von Hollmayer trat an ihr Lager; sie meinte, er beuge sich über sie . . Aber der Traum, den sie noch mit offenen Augen fortgeträumt, war zu Ende.

Langsam erholten sich ihre Sinne aus der Erstarrung. Der kalte Seewind war während der Nacht über ihr Lager gestrichen und hatte ihre Glieder gelähmt; ihr Kopf schmerzte und mühselig rang sie nach Athem.

Da leuchtete die Morgensonne herein; sie erhob sich jäh auf dem Lager, stützte sich auf die Hände

und schaute wild umher . . . Sie war allein und Alles, was mit ihr geschehen, erwachte mit ihr.

Aufgescheucht stand sie im Zimmer. Der große Spiegel zeigte ihr eine schlanke Mädchengestalt — die ihrige — in zerdrückter Kleidung, mit bleichem Antlitz, hohlen Augen und wirr um die Stirn hängendem, goldblondem Haar, das eben von den Sonnenstrahlen geliebkost ward.

„O mein Gott, mein Gott!“ jammerte sie, die Hände an die Schläfe pressend. „Unter wildfremden Menschen allein, ohne Hilfe, ohne . . .“ Die Angst bemächtigte sich ihrer bei dem Gedanken, daß sie von allen Mitteln entblößt ein Obdach genommen, das sie nicht zu bezahlen im Stande. Keine Minute länger wollte sie es beanspruchen! Wenn Jemand von der Bedienung eintrat, er mußt' es ihr ansehen, daß sie eine Betrügerin! . . .

„Fort! Fort!“ flüsterte sie zitternd. „Fort, ehe man mich sieht! Es ist Alles noch ruhig! Man ist es gewohnt, daß ich morgens zeitig das Ufer suchte; Niemand wird das befremden“ . .

Sie ordnete, vor den Spiegel tretend, ihr Haar,

erschreckend vor dem todbleichen Antlitz, das ihr entgegen blickte, ihrer vernachlässigten Kleidung, griff nach dem Hütchen, drückte es auf den Scheitel und zog den Schleier über das Gesicht. Und von Furcht gejagt, mit halbgeschlossenen Augen tappte sie zur Thür, schlich über den Gang, die Treppe hinab, vorüber an dem den Flur kehrenden Hausknecht und erreichte die Straße.

Die Arbeiterinnen zogen eben in Schaaren in die Fabrik gegenüber, die Marktweiber kamen mit Körben voll Orangen und Gemüse auf den Köpfen, die Fischweiber trugen ihre Beute zum Markt drüben. Eva sah sie nicht; sie floh bergauf, weiter, immer weiter; wohin, sie wußt' es nicht.

Es schwebte ihr nur ein Gedanke vor; sie wollte diesem Leben ein Ende machen, sich von einem der Felsen da oben hinabstürzen, weit, weit oben, so weit sie ihre Füße tragen könnten, damit Niemand sie finde. O, sie hatte den Muth dazu! Lieber todt sein, als schlecht werden!

Immer mit der Vorstellung keuchte sie bergan, sie erreichte die ersten Felsenterassen der Turbie; ihr

zierlicher Fuß empfand keinen Schmerz auf dem rauhen Gestein; wie eine gejagte Gazelle sprang sie bergauf.

Sie erreichte die Höhe, vermied das elende Dorf mit seinem Römerthurm, schlich an dem tiefen Abgrund entlang und blickte hinab ohne Schaudern. Aber von drüben, da tief unten, winkte ihr die Welt so lachend, das Uferthal mit seinen Blumen, seinen Palmen, das Meer mit seinen Sonnenblitzen, seinen weißen Segeln — die große schöne Welt! . . .

Sie schloß die Augen und wandte sich ab. Nicht sie wollte sie sehen, die sie mitleidslos ausgestoßen, und die Welt auch sollte ihre That nicht sehen. Es war zu licht, zu schön hier für diese That; dort hinten wo sich die Bergriesen immer höher und grausiger erhoben, dort sollt' es geschehen und sie fühlte noch Kraft genug, sie und ihre Abgründe zu erreichen.

Ostwärts wandte sich ihr Fuß, an den jähen Rissen und Schründen entlang, über schmalen Felsenpfad, aber der führte wieder hinab in das Leben, das sie geflohen. Das Licht der Sonne war ihr lästig für ihr düsteres Vorhaben; sie stieg nach

stundenlangem Klettern hinter den immer steileren und wüsteren Felsengraten aufwärts, umkreiste die tiefen Kessel, in welche die Felsen ihre rauhen Glieder hinabsenkten, keuchte mit Händen und Füßen über die rohen Steinstufen, huschte über die Plateaux, als werde sie verfolgt, immer vor dem Lichte der Sonne fliehend, dem sie näher und näher kam, bis sie endlich zu Tod ermattet vor einer verlassenen Arbeiterhütte zusammensank.

Ihre zarten Glieder waren es wohl gewohnt gewesen, als Kind die Fjells der Heimat zu erklettern, aber die Sehnen des schmächtigen Körpers erschlafften auch in geistiger Folter. Ihre Schuhe zerrissen, ihre Kleidung hatten die Felszacken unsanft gestreift. Um sich Rast zu gönnen, streckte sie sich auf die armselige Moos-Vegetation, die sich dem vom Winde auf die Steinplatte getragenen Humus entrang.

Sie durfte ja ausruhen hier, wo Niemand sie suchen konnte als die Geister der Luft und die Geier, die hoch über ihr kreisten, dort oben, wohin auch sie noch wollte, noch vor dem Abend, denn erst wenn Alles dunkel, sollte es geschehen.

Und wie sie da lag, das goldige Haupt auf das harte, trockene Moos gebettet, schloß sie die Augen und ruhiger ward's in ihr. Die Rast that ihren Gliedern wohl, es durchschauderte sie fast wollüstig. Sie fühlte sich losgelöst von der Welt, denn sie sah hier oben uichts als die grausigen Formationen des öden Gesteins und fernhin den Rand des Horizontes, den die Sonne vergoldete.

Das verbitterte, schwer gekränkte Herz empfand es als Wohlthat, kein lebendes Wesen mehr zu sehen. Die Raubvögel dort oben über dem Horst auf schroffer Spitze mochten mehr Mitgefühl besitzen als jene da unten, die, als sie sahen, daß sie allein und ohne Schutz, sie mit frechen Blicken verfolgten. Kindischer Trotz sagte ihr, sie thue recht wenn sie Alle verachte, am meisten ihre Stiefmutter, dieses kupplerische Weib, das mit Lundgreen schon einverstanden gewesen sein mußte, als er sie Beide aus der Heimat wegführte.

Durch das Geld hatte er sie verderben, ihre Keuschheit bestechen wollen, denn er hatte ihr gegeben mehr als sie wollte, hatte sie, das Kind der Armuth, das doch in goldener Wiege gelegen, an Verschwen-

dung gewöhnt und dann ihr wieder Alles vorenthalten. An Ueberfluß und Verschwendung hatte er sie gewöhnen wollen, um sie dann durch Entbehrung zu zähmen.

Schon einmal, als sie seine Pläne zu errathen glaubte, damals am Rhein, als ihr Herz sich an diesen Anderen gehängt, hatte sie ihrem Leben ein Ende machen wollen und gerade er, um dessenwillen sie dies wollte, hatte sie aus den Fluthen gezogen! . . . O, es war nichts leichter, als diesem elenden Dasein ein Ende zu machen, man mußte nur fern von den Menschen sein, die uns das Leben zur Qual machen und uns doch dann den Tod nicht gönnen! Hier war sie ihres Gelingens gewiß; aber noch weiter oben sollt' es geschehen, denn hier hatte sie noch Spuren von Menschen gesehen, die von dem Dorf da unter ihr herauf gekommen.

Eva gehörte zu den Naturen, deren Seelenleben unsere Psychologie noch nicht genug auf die Spur gekommen, die namentlich jugendlichen Wesen, die mit dem Kreuz, das ihnen die Welt oder ihr eigenes Thun aufbürdet, gleich ins Wasser oder zum Fenster

hinausspringen. Sie besitzen die Feigheit, wie es die Einen, oder den Muth, wie es die Anderen nennen, ihrem Leben ein Ende zu machen; der Gedanke an dieses Ende wird ihnen ein gewohntes, liebes Refugium, sie suchen mit einer gewissen Wollust, aus Trotz gegen die Welt, den Tod. Die Statistik verzeichnet dies alljährlich in höheren Ziffern.

In einer solchen Anwandlung hatte Eva damals nach einem Zank mit der Stiefmutter sich in scheinbar größter Ruhe auf die Rheinbrücke begeben, und wie sie da am Rande derselben gestanden, war der Gedanke an den Tod wie ein wohlthätiges, einschläferndes Gefühl über sie gekommen, und sich gleichsam einem Traum hingebend, war sie in die Fluth gesunken.

Und jetzt hatte auch die Erinnerung an jenen Abend nichts Abschreckendes für sie. Wie wohl wäre ihr jetzt, wenn es schon damals geschehen wäre! Der Tod hatte sie in jenem Traum geküßt und sie hatte kein Weh empfunden.

Und wie viel mehr Ursache hatte sie heute dazu, der Welt Adieu zu sagen! Was beginnen in derselben hier draußen, fern von der Heimat! Sie war

arm! Hier oben fühlte sie den Hunger nicht, aber wenn sie unter die Menschen zurückkehrte, womit ihn befriedigen!

Diese schnöde Welt, die gerade da unter ihr sich bewegte, hatte Eva erst in ihrer Verworfenheit erkannt, als man sie schutzlos verlassen. Niemand würde ihr gerade hier eine Krume Brod gereicht haben, ohne sie spöttisch zu fragen: aber Kind, warum brauchst Du denn zu hungern? Und schlecht? . . . Nein, sie wollte nicht schlecht werden!

Lundgreen hatte ihr Geld, viel Geld gegeben und sie hatte den Tod ihm vorgezogen; dieser Andere, den sie liebte, dem sie Alles hätte opfern können, er hatte ihr ein Almosen gegeben und ihr den Rücken gewendet! . . . Sie mußte in ihrer siebzehnzährigen pessimistischen Philosophie diesem Leben ein Ende machen.

Und wie sie da lag, die Augen geschlossen, das vom Schweiß gefeuchtete goldige Haar über die bemooste Steinplatte gebreitet, so daß das Himmelslicht und der Höhenwind mit den Locken spielten, legte sich eine Ruhe der Verklärung über das liebliche

Kindesantlitz. Sie empfand ja nichts von dem mehr, was den Weltsatten, den Verzweifelnden zu einem letzten Entschlusse treibt. In ihr herrschte schon das Vorgefühl der Seligkeit. Der Vogel Rock hatte über ihr an dem ihr so nahe dünkenden blauen Firmament seine großen unabsehbaren weißen Flügel ausgebreitet, sie hatte diese lange, lange betrachtet, ehe sie die Augen geschlossen, und da war's ihr in ihrer Seelentrunkenheit, als schließe er plötzlich diese weichen Fittiche um sie, als hebe er sie von dem Felsen und trage sie mit sich in die Lüfte. Dann wieder schrak sie plötzlich aufzuckend zusammen; ihr war's, als stürzte sie aus dieser Umarmung hinab, tief, tief hinab . . .

Sie öffnete die Augen. Ueber ihr war Alles licht und blau, der kalte Hochwind umwehte ihr Antlitz, kühlte ihre von Anstrengung erhitzten Glieder. Sie fühlte sich gestärkt, richtete sich halb auf und die Hand auf die Felsplatte stützend, schaute sie auf das weite glänzende Meer hinaus.

Ein gellender, durchdringender Schrei über ihr ließ sie furchtsam das Antlitz in den Händen ver-

stecken. Mit stockendem Herzschlag lauschte sie zitternd; aber der Schrei wiederholte sich in der Ferne und sie erhob sich mit unsicheren Knieen.

Eine Weihe schwebte über ihr; hoch oben zwischen den Felszacken, unter denen die Abgründe einen blauen Dunst heraufschickten, bewegte sie sich mit schwerfälligem Flügelschlag. Und dorthin wollte auch sie.

Das Kleid mit beiden Händen fassend, kletterte sie eine Felsterrasse hinan, schrak aber entsetzt zurück, denn ein Schuß hallte donnernd durch die gigantische Stein-Region und die Felsen trugen den Donner fort, von einem zum andern, bis er in der Ferne verhallte.

Zitternd lehnte die Arme sich gegen die Steinwand. Auch hier oben noch Menschen, und feindselige Menschen, denn sie sah drüben die arme Weihe, wie sie mit ermatteten Flügeln, schwer getroffen, sich an die schroffe Felswand zu klammern versuchte, wie ihre Griffe sie nicht mehr zu tragen vermochten, wie ihre Flügel den Felsen so ängstlich streiften und sie endlich, sich überschlagend, in den Abgrund hinabstürzte.

Und wenn nun — der Gedanke fiel ihr auf das Herz — wenn er es war! Er hatte ihr gesagt, er

wolle zur Jagd . . . Wenn sie sich vor seinen Augen die Felsen hinabstürzte, um ihn zu strafen! . . . Doch nein, er hätte vielleicht kaum die Wimpern bewegt, er mit seinem Almosen! . . . Er durfte sie nicht wieder sehen, sollte nicht den Triumph haben, zu wissen, was aus ihr geworden!

Dennoch schlich sie an den Felsen entlang, um in die Schlucht zu blicken, aus welcher der Schall heraufgedrungen. Ihre Hand ritzte sich blutig an den Steinzacken, wie sie sich so ängstlich von dem Rande der langen Kluft zurückhielt, die sie doch suchte, bis sie den dieselbe überragenden Vorsprung erreichte, auf dem sich eine kümmerliche Vegetation ernährte.

Sich auf den Boden werfend, kroch sie vor, sie lugte mit Angst, an das Gestrüpp geklammert, hinab und fuhr erschreckt wieder zurück, denn da unten schritt ein Mann, das Doppelgewehr auf dem Nacken, die Felsstufen herauf, wohl zweihundert Fuß noch unter ihr; aber die Luft war so rein und durchsichtig, daß sie ihn unterschied.

Er war es! Sie mußte lange da drüben gelegen haben, daß er sie in ihrer Flucht hatte erreichen

können. Er klomm so ruhig, so bedachtsam den mühsamen Pfad herauf, als gelte es nur, die Zeit zu tödten, und allein!

Das junge Herz ward wieder unruhig, wie ihre Augen ihn verfolgten bis er aufwärts hinter einem Grat verschwand. Aber sie stillte es mit der Mahnung an die Unbill, die es von ihm erlitten. Lieber hassen wollte sie ihn. Aber auch das vermochte sie nicht, die Dulderin, und so begann etwas in ihr vorzugehen, was sie selbst nicht verstand, und das jagte sie vorwärts, auf Umwegen ihm nach, obgleich sie ihn fliehen wollte wie sie Alle.

Die Sonne stand im Zenith und sandte ihre Strahlen kerzengrade auf sie herab. Sie mühte sich vorwärts, aufwärts mit blutenden Händen, kehrte, von Angst getrieben, zurück, wenn sich ihr unübersteigbare Felsblöcke in den Weg stellten, und suchte neue Wege. Das ganze Gestein um sie her, über ihr, unter ihr erschien ihr wie ein Meer mit seinen steinernen Wellen, es betäubte sie, erregte ihr Schwindel; doch sie ruhte nicht und befand sich endlich nach

abermaligem Klettern unterhalb der höchsten grausig über ihr aufragenden Felswände.

Das waren die Riesen, die zu erreichen ihr Ziel gewesen, das waren die entsetzlichen Abgründe, die sich zwischen den Kegeln so schwarz abgezeichnet hatten, die der Schauplatz ihrer That sein sollten. So weit ihr vom Blutandrang trübes Auge zu sehen vermochte, nichts als steinerner Tod, kaum hier und da auf den grotesken Kalkstufen ein Strauch, und die Luft so kalt, so schaurig, daß es sie durchfröstelte.

Die Sonne begann schon sich zu neigen und dunkler färbten sich die Schluchten zu ihren Füßen. Die furchtbare, erdrückende Welteinsamkeit, die sie so unermüdlich gesucht, umfing ihr Herz, ihre Sinne, als wolle sie dieselben in den letzten Schlummer lullen; die Müdigkeit kroch ihr durch die Glieder, ein stilles Gebet kam auf ihre Lippen, das die erste Mutter sie gelehrt und das sie seitdem vergessen zu haben meinte.

Murmelnd bewegte sie sich vor an einen der tiefsten Abgründe, dessen Rand durch Gestrüpp be-

wachsen, und wie damals auf der Rheinbrücke begann es, sie so traumhaft zu umnebeln.

Aber ihr Kleid verwickelte sich in die Dornen, die durch dasselbe hindurch ihre Glieder ritzten, und noch waren vor ihr einige Schritte bis zum Rande der Schlucht. Sie fühlte sich todmüde und hätte vor dem Gestrüpp zusammensinken können. Auch die Kraft fehlte ihr; wäre der Abgrund vor ihr gewesen, sie wäre einschlummernd in denselben hinabgesunken.

Wie Hilfe suchend und diese doch nicht begehrend, schaute sie hinaus in das steinige Meer, das jetzt so tiefe Schatten warf, und da war's ihr vor den getrübten Augen, als gewahre sie Menschen, riesige durch Luftspiegelung ins Ungeheuerliche vergrößerte menschliche Gestalten, Berggeister, wie sie auf den Fjells ihrer Heimat die Volkssage geschaffen.

Ein Zittern überfiel sie; ihr Vorhaben vergessend schaute sie hin, sie schärfte ihr Auge und deutlich ward ihr der Schatten einer Männergestalt, den die Sonne gegen die Felswand warf; aufrecht stehend, die Hand über die Augen gelegt, die andere auf ein Gewehr

gestützt, klebte diese Silhouette an der grauen Felswand, doppelt scharf gezeichnet in dem durch die Sonne auf dem Geklüfte ruhenden Lichtglanz.

Und er war es wiederum, den sie in den dunklen Umrissen zu erkennen glaubte, gespenstig groß, ein Bergriese, wie er spähend dastand, dann sich beugend, als schleiche er einer Beute nach, sich plötzlich hinab bewegte und verschwand.

„Was sucht er hier oben zwischen den Felsen, die keines Menschen Freund!“ flüsterte sie mit gefalteten Händen, noch immer vor sich hinschauend. „Nicht mich, o nein! . . . Er war so finster, als ich ihn dort unten sah.“

Die Spannung elektrisirte ihre Glieder; sein Anblick, seine Nähe gaben ihr neue Kraft: sie vergaß wiederum sich selbst und ihr Vorhaben. Hier war ja der Tod überall! Besser noch mocht' es sein, wenn die Nacht kam, wenn Alles dunkel! Sie löste ihre zerrissene Kleidung aus den Dornen, zurücklassend was diese nicht wieder herausgeben wollten. Aber hart zwischen der hohen Felswand und der so schwarz aufgähnenden Schlucht dahin tappend, fuhr sie zurück

vor einem Anblick, der sie entsetzte. Sie sah sich vor einer Schädelstätte, vor einer Anzahl an den Steinzacken hängender, von der Sonne gebleichter Gebeine, die von oben herabgerollt. Düster und drohend erhoben sich vor ihr zwei gewaltige Säulen, die auf beiden Seiten der Schlucht wie ein Felsenthor aufragten. Mit einem Angstlaut duckte sie sich plötzlich und schützte das Antlitz durch den freien Arm, denn über ihr schwebte ein riesiger Vogel mit ausgebreiteten Schwingen so nahe herab, daß sie das Zischen des Gefieders vernahm. Mit weit geöffneten Augen schaute sie ihm nach, wie er, wagerecht über der Schlucht schwebend, in diese sich hinabließ. Gegen die Steinwand gelehnt, die Hand auf die Brust gepreßt, suchte sie das Herzklopfen zu beruhigen, aber es wollte sich nicht stillen lassen; sie rang nach Luft aus Furcht vor dem schrecklichen Thier mit den mächtigen Fängen, die sie über sich gesehen. Ihr war es auch, als würden die Wände hüben und drüben immer enger, steiler, als werde es dunkler über ihr.

Sie konnte nicht rückwärts schauen, von wo sie

gekommen, und vor ihr häufte sich schweres, herabgefallenes Geröll auf dem schmalen Pfad, und die bleichen Gebeine, die Thierschädel blickten sie so grausig an. Und dennoch mußte sie vorwärts. Vergessen war in der Angst der traurige Vorsatz, der sie hierher geführt. Ein einziger Schritt zur Seite und es wäre ja geschehen gewesen; aber dieses Thier, das zurückkehren konnte! . . .

Die Todesangst gab ihr endlich neue Kraft; mit beiden Händen sich an die Felszacken klammernd, arbeitete sie sich weiter und aufwärts, bis es Licht über der Schlucht wurde. Sie erreichte ein schmales Plateau unterhalb der gleichsam den Ausgang dieses Kessels bildenden Säulen und hier schöpfte sie Athem. Hier wagte sie, einen Blick über die in dem hohen Gebirgsfeld vor ihr konisch aufragenden, vom Sonnenglanz übergossenen Steingipfel zu werfen, zwischen denen Licht und Schatten so blendend, das Auge verwirrend wechselten, während vor ihr die beiden gigantischen Felssäulen, im Osten noch überragt von einem grauen Riesenblock, ihre dunklen Schatten weit über sie dahin warfen.

Da plötzlich erschreckte sie über ihr eine kräftige Männerstimme, die in der trostlosen Oede über ihr Haupt dahin schallte, als sei es der Herr der Berge, der sein Kommandowort rufe.

Durcheist von Furcht duckte sie sich an die Felswand; dann ihr Auge schärfend, den Kopf vorstreckend, unterschied sie am Fuße der jenseitigen Säule einen beweglichen Schatten, wieder dieselbe Männergestalt, aufgerichtet, das Gewehr im Anschlage. Und vor ihr am Fuße des diesseitigen Felskegels sah sie an dem Sockel der Säule eine andere Gestalt aufklimmen, die sich mühte, des Adlers Horst auf dem hohen Block zu beschleichen, bei dem Zuruf des Anderen gegenüber aber wie erstarrend inne hielt und von der Sonne geblendet hinüber blickte.

Und jetzt donnerte abermals die Stimme, so laut, daß ihr jedes Wort ins Ort hallte:

„Stirn gegen Stirn! Kugel um Kugel!" Berthold war's, der die Hand gegen den ausgeschweiften Steinkranz des großen Blockes streckte, über den knorrige Zweige herausragten: „Sobald auch der zweite Adler aufsteigt, soll's zwischen uns

entschieden sein! Hier, wo kein Weib uns stören kann! Achten Sie des Zeichens!“

Mit stummem Entsetzen starrte Eva über sich, die von den bleichen Gebeinen bedeckte Felswand hinauf; ihre Knie wollten brechen; sie sah, wie über den Zweigen und Dornen des Adlerlagers sich zwei schwarze Schwingen bewegten, wie auch das zweite gewaltige Thier den Kopf über den Rand streckte und seine großen Flügel ausbreitend sich fast kerzengerade in die Luft erhob.

Ein Schuß donnerte über die Schlucht dahin; Eva brach zusammen und barg das Antlitz in den Händen.

Viertes Kapitel.

In einer der Mutter unbegreiflichen Verstimmung saß Meta, als Werner, seiner Jagdlust folgend, sie verlassen, am Fenster, immer in der Richtung schauend, in der er ihr verschwunden.

Das kurze Glück, obgleich nicht ohne Schatten, hatte sie so schnell verwöhnt. Bisher war sie kaum einige Stunden ohne ihn gewesen und sie meinte, es müsse immer so sein, wenigstens so lange man die Heimat nicht wieder aufgesucht. Der Egoismus einer Glücklichen hatte sie anspruchsvoll gemacht und das Alleinsein versenkte sie in Melancholie. So war ihr eine Stunde verronnen, als ihre Aufmerksamkeit auf ein altes Weib mit einem schweren Kropfgewächs gelenkt wurde, das einen weißhaarigen verkrüppelten

Knaben an der Hand hielt und recht zudringlich auf die Fenster schauend unter dem Eukalyptus stand.

„Mutter, was will die Alte da draußen!“ rief sie unmuthig. „Mich dünkt, ich sah sie schon mehrmals vorübergehen und so neugierig hier hereinschauen, als wolle sie etwas von uns!“ Sie erhob sich, öffnete das Fenster und wollte der Alten einige Kupfermünzen reichen.

Diese winkte kopfschüttelnd und trat näher, als habe sie ihr etwas zu sagen.

„Ich will kein Almosen!“ Die Alte wies die Hand zurück. „Behaltet Euer Geld; Ihr werdet mir mehr geben, wenn Ihr mich gehört habt. Kümmert Euch um Euern Mann, den schönen jungen Herrn, den ich hier mit Euch unter dem Baum sitzen gesehen. Ich wußte nicht, daß er schon so früh zur Jagd aufgebrochen.“

Meta schaute sie erschrocken an. Auch die Mutter trat besorgt herbei.

„Warum warnet Ihr mich!“ fragte Meta. „Er ist ja täglich auf der Jagd!“

„Weil ihm ein Unglück droht!“ Die Alte schaute

zu Boden, als wisse sie nicht, was und wie sie es sagen sollte. „Ich bringe Euch deshalb den Knaben hier mit. Er ist älter als er aussieht und hat, wenn er auch blöd ist, doch so viel Verstand, um Euch führen zu können. Er kennt die Berge da oben und streift oft Wochen lang da umher, ohne nach Hause zu kommen.“

Hoch erregt verließ Meta das Haus.

„Uns zu führen? . . . Ein Unglück!“ Sie erfaßte den Arm der Alten in steigender Aufregung. „Was für ein Unglück! Sprecht!“

„Ich kann nichts sagen als was ich gesagt habe, denn der Nickel — Sie nennen ihn Nikolo hier — ist mein Sohn. Aber er ist ein Nichtsnutz; er wird auch nicht wieder kommen, ich weiß es. Nehmt den Burschen da; fahrt Eurem Manne nach so schnell Ihr könnt; Ihr werdet ihn noch einholen, wenn Ihr Euch sputet. Den Karren von meinem Nachbar hab' ich für Euch gemiethet und mitgebracht; er steht draußen hinter dem Hof. Der Fuhrmann kennt auch die Berge, ein Andrer würd's gar nicht übernehmen. Ihr werdet ihn gut bezahlen!“

Sprachlos hatten die beiden Frauen die Alte angehört, die das mit einer Ruhe erzählte, als spreche sie von Gewöhnlichem. Plötzlich aber stürzte Meta todtenbleich fort. In der Hausthür hielt sie inne; die Hand auf die Brust pressend, suchte sie nach Athem, so heftig überfiel sie die Angst. Alle die schwarzen Gedanken, die sie vorher bestürmt, kehrten in ihr Gemüth zurück. Mit einem Schleier vor den Augen an der Wand des Zimmers entlang tappend, ergriff sie Hut und Mantel, kehrte fassungslos zur Mutter zurück und ergriff zitternd deren Arm.

„Laß uns eilen!“ bat sie mit blutlosem Antlitz und bebenden Lippen. „Ihm droht Gefahr, Du hörtest es! Meine Ahnung täuschte mich nicht! O mein Gott, wenn ich mir vorstelle, daß er sich fremden schlechten Menschen anvertraut und in jener Wildniß da oben! — Mutter, eile Dich! Jede Minute kann sein Leben kosten!“

Die letztere stand noch zweifelnd da; wieder und wieder schaute sie forschend die Alte an; aber die Zeichen der Ungeduld, die sie in der Haltung derselben bemerkte, siegten über ihr Mißtrauen in die

Absicht des Weibes. Auch sie erschrak jetzt heftig vor ihren eigenen Gedanken.

„Ruft den Wagen!“ gebot sie der Alten. Diese streckte ihr die offene Hand nach. „Wenn wir zurückkehren, sollt Ihr reichlich belohnt werden!“ Sie eilte ins Haus, kehrte nach wenigen Minuten zurück und sah zu ihrer Beruhigung den Albino bereits neben dem Fuhrmann, einem Alten mit vertrauenswürdigem Gesicht, auf der vorderen Bank des Karrens sitzen.

„Ich mache mir Vorwürfe,“ sprach sie, als der letztere sich in Bewegung setzte, halb für sich. „Ich hätte Werners Jagdlust nicht unterstützen sollen.“

„Aber wer hätte ein Interesse haben können“ ... Sie unterbrach sich, auch vor ihren eigenen Worten erschreckend.

Meta schien sich langsam wieder zu fassen; mit farblosem Antlitz und bleichen zusammengepreßten Lippen saß sie neben der Mutter, die nicht wissen sollte, wie trostlos es ihr ums Herz war. Sie sprach nicht, um sich nicht zu verrathen; sie schaute nur mit heimlicher Bange auf den Albino, der so stumpfsinnig

vor ihr saß, und wie das Gefährt sie allmälig höher und höher trug, wie endlich die Gebirgsmassen sich vor ihren Augen ausbreiteten mit ihren unheimlich großartigen Formationen, drängten sich ihr doch die Thränen zwischen die Wimpern bei dem Gedanken, daß Werner dort oben einem Schicksal entgegen gegangen sein könne, vor dem ihr graute.

Fünf ihnen endlos erscheinende Stunden hatten sie sich schon bergauf bewegt und noch immer war keine Spur von dem Char-à-banc zu sehen, nach welchem Meta mit wachsender Unruhe auslugte. Das flinke Roß dampfte, aber der Kutscher hatte glänzende Belohnung in Aussicht und trieb es rastlos an; endlich deutete der Knabe auf die hohen, in dem sich schon langsam neigenden Sonnenlicht so nah, so greifbar erscheinenden und doch noch so fernen Bergriesen.

Der Weg ward indeß so eng und steil, daß das Gefährt in diesem herabgesunkenen Steingeröll zu zerbrechen drohte. Auch Meta's Herz wollte zuweilen brechen, wenn sie immer noch vergeblich hinaus in die weite und wüste Bergregion blickte, ohne ein lebendes Wesen zu entdecken; sie hätte weinen mögen,

als der Kutscher erklärte, nicht mehr vorwärts zu können; er wolle allenfalls langsam folgen, wenn der Karren nicht belastet sei.

Der Albino deutete jetzt mit der Hand nach einer Stelle und ward selbst unruhig. Er sprang vom Bock, gab den Frauen einen Wink und watschelte wie ein Teckel auf seinen krummen Beinen bergauf. Athemlos eilte Meta ihm nach, schaudernd blickte die Mutter auf die rauhe steinige Bahn.

Todesstille herrschte hier oben; die mächtigen Bergriesen traten näher und näher. Der Kleine schlug mit sicherer Ortskenntniß die bedenklichsten, schmalsten Pfade zwischen den Felswänden ein, kroch an den Schründen vorüber wie ein Spürhund, nicht hinter sich blickend, und muthig folgte Meta ihm, obgleich ihre Füße zu schmerzen begannen.

„O mein Gott!“ flüsterte die Mutter oft, die Hände auf die Brust pressend, wenn ihr der Athem versagte. „Hier in dieser Einöde! Wenn ihm etwas zugestoßen . . . wo Hülfe finden!“ Aber sie faßte sich und zeigte der Tochter eine ruhige Miene, wenn diese in ihrem Antlitz Muth und Trost suchte.

Die Füße der jungen Frau schmerzten heftiger, Stein und Dorn hatten sie bereits wund gerieben; die Hoffnung, die sie bis dahin noch angefeuert, sank bis zur Verzweiflung. Hundertmal flüsterte sie ein stilles Gebet für den Geliebten, denn rings, so weit das Auge reichte, noch immer keine menschliche Seele! Nur eine Eidechse, eine Natter krochen zwischen dem Geröll über den Weg; selbst die einsame Elster vermied diese Höhensphäre . . . Schauerliche Stille überall umher! Auch Werners Gefährt hattte unmöglich bis hier herauf dringen können; und keine Spur von ihm!

Endlich zeigte der kleine Albino wieder eine gewisse Unruhe. Er hielt zuweilen inne und lauschte, wenn er einen Felsblock erklettert; seine weißgeränderten Augen lugten umher; er suchte offenbar seinen älteren Bruder mit der Geschäftigkeit eines Spürhundes. Aber weiter stieg er, rastlos immer weiter, bis er endlich den Rand einer tiefen Schlucht erkletterte und den Arm ausstreckend einige unverständliche Worte rief.

Athemlos keuchte Meta ihm nach. Ein imposantes Panorama breitete sich vor ihr aus. Grausig

gähnte der am Rande mit Dornen bewachsene, sich weit hinziehende Abgrund unter ihr und vor ihr erhoben sich mit erdrückender Majestät die grauen Felsenkegel.

Der Albino wandte sein blödes Gesicht zu ihr und wies auf einen derselben, auf dessen stumpfem Gipfel sich eine schwarze Masse abzeichnete. Er deutete auf die Spitze desselben und that einen rohen Ausruf der Freude.

Meta's Augen waren wie geblendet. Sie sah die beiden riesigen Steinpfeiler sich über grauen Sockeln erheben, und zwischen ihnen blickte sie schaudernd in die Schlucht; sie sah auch den schwarzen Kranz auf dem hochragenden Felsstumpf hinter denselben und gewahrte, wie sich eben von ihnen ein lebender schwarzer Gegenstand abhob — der Adler, der seine Schwingen ausbreitete und sich in den Aether erhob.

Da dröhnte ein Schuß; ein gellender Schrei folgte ihm.

„Gott im Himmel!" schrie sie auf, und am Rande der Schlucht dahin stürmend, während die Mutter

mit wankenden Knien ihr die Arme nachstreckte, ohne ihr folgen zu können, warf sie sich in die Senkung, erklomm den Fuß einer der Säulen, starrte aber am Fuße des Sockels entsetzt zurück.

Die Mutter, deren Füße sie machtlos nicht von der Stelle zu tragen vermocht, hatte, als Meta davonstürzte, unverwandt und starr vor sich auf einen Punkt geblickt. Der durch die Berge dahinrollende Donner des Schusses hatte ihre Glieder gelähmt, aber desto schärfer war ihr Auge.

Da, an der Stelle, wo sie unterhalb der einen Dolomitsäule ein leichtes Wölkchen eben verwehen sah, gewahrte sie im grellen Sonnenlicht den Schatten einer Männergestalt, der sich weit hinab über das weiße Kalkgefilde legte, langsam über das Geröll hinabstieg und hinter demselben verschwand.

„Mörder!“ kreischte sie auf; ein anderer durchdringender Schrei antwortete ihr und, den Albino hinter sich lassend, der sich auf einen Stein setzte und ein Stück Brod hervorholte, um es mit Seelenruhe zu verzehren, stürzte sie der Tochter nach, um vor

einem Anblick zusammenzusinken, wie ihre Phantasie ihn grauend sich schon ausgemalt.

Da lag Werner, über den Steinsockel zurückgesunken, das Gewehr noch mit der Hand umschließend, die andere auf das Blut pressend, das aus einer Wunde der Brustseite drang. Ueber ihn beugte sich eben ein schlankes, jugendliches Wesen mit von Dornen zerrissener Kleidung, dessen lichtblondes, aufgelöstes Haar in dichten und verworrenen Strähnen des Unglücklichen Stirn berührte, als die Hülfebereite seinen Jagdrock öffnete, sein Hemd behutsam zu entfernen suchte, dann nach Rettung umschauend und zurückweichend zwei lichtblaue traurige Augen zu der bei diesem Anblick einer Ohnmacht nahen Gattin aufschlug.

„Werner!“ Mit dem aus verzweifelter Seele herausdringenden Schrei warf sich Meta jetzt über ihn, während Eva, in ihrem Liebeswerk gestört, sich ehrfürchtig auf den Knieen zurückbog. „Er lebt! Sagen Sie mir, er lebt!“ rief sie, sich über sein Antlitz beugend. „Werner! O lebe!“ rief sie, seine Stirn küssend, dann riß sie, schaudernd vor den geschlossenen Augen, mit zitternden Händen seine Klei-

dung auf, preßte das Taschentuch auf die blutende Wunde und rief der entsetzt heranwankenden Mutter zu: „Hilfe! Er lebt; o Gott sei gepriesen, er lebt, denn sein Herz schlägt noch, ich fühle es! Hilf ihn retten, Mutter, ehe es zu spät ist!“

Diese war neben ihr niedergekniet und hatte Werners Haupt in ihren Schooß gehoben. Das Herz wollte ihr brechen bei der unwillkürlichen Erinnerung, daß sie ganz ebenso einst das Haupt ihres sterbenden Sohnes in den Armen gehalten. Aber ein Freudenlaut entrang sich ihren Lippen, als Werner langsam die Wimpern öffnete, freilich nur um sie, entkräftet vom Blutverlust, wieder ebenso matt zu schließen.

„Und keine Hülfe hier!“ flüsterte sie verzweifelnd, während Meta's vor Schmerz und Angst bebende Hände einen Verband zu Stande gebracht hatten und denselben auf die Wunde preßten. Weder sie, noch die Mutter fragten, wer das blonde Geschöpf sei, das noch immer neben ihm kniete, das so bereitwillig Meta unterstützte, obgleich es selbst aus den zarten Händchen blutete.

„Er lebt! Mutter, er lebt!“ jubelte diese plötz-

lich auf, als es gelungen, dem Unglücklichen eine bessere Lage auf dem Stein zu bereiten.

„Werner! Ich bin es ja!“ rief sie, seine Hände in die ihrigen nehmend. „O, erwache! Ich müßte ja mit Dir sterben! Man hat Dich hierher gelockt, um Dich zu verderben! Deine Lippen verschmachten, und kein Tropfen Wasser hier!“

Ein leichter Druck von Werners Hand gab ihrem Schmerz Beruhigung; sie beugte sich nieder über sein Antlitz und sah, daß seine Lippen sich bewegten.

„Fürchtet nicht für mich!“ vernahm sie sein Flüstern, als sie ihr Ohr an diese Lippen gebeugt. „Es war keine sichere Mörderhand, die diese Kugel gelenkt. Die Sonne war gegen mich!“ Er blickte noch mit vollem Bewußtsein, schmerzlich lächelnd auf seine Gattin, suchte ihre Hand und preßte sie mit erschlaffenden Sehnen. „Aber bringt mich fort, wenn Ihr könnt; das Lager hier ist schlecht und . . . ein Arzt würde mir gut sein!“

Er schloß die Augen vor dem grellen Himmelslicht; seine Züge verriethen zunehmende Schwäche.

„Gott sei Dank, der Wagen ist uns gefolgt!“

rief plötzlich Frau von Schrader, das Knarren und Aechzen von Rädern vernehmend. „Es wird ein schwerer Heimweg werden, aber Gott wird ihn uns erleichtern!“

Mit Hülfe des Fuhrmanns gelang es, Werner auf den Char-à-banc zu schaffen. Jener erklärte, er wolle das Dorf der Turbie suchen, um dem Verwundeten dort ein Unterkommen zu verschaffen; auch ein Arzt werde nach dort von Monte Carlo am schnellsten zu rufen sein.

Eva erschrak, wie sie so allein hinter den Uebrigen stand. Der Name weckte Alles in ihr, was sie während der letzten vierundzwanzig Stunden gelitten und vergeblich gewollt. Trostlos elend war es der Aermsten in dem so lange zerfolterten Gemüth. Sie, die Ausgestoßene, sah sich bei Menschen, die mit und für einander litten, und mit blutendem Herzen hatte sie auch Diejenige erkannt, um die sie selbst leiden zu müssen geglaubt. Aber sie wollte ihr vergeben, denn seitdem war sie ja das Weib eines Anderen geworden! Und das hatte sie auch verstehen gelernt, warum er, der sie verschmähte, diesem heute an das Leben gewollt.

Mit gesenktem Haupt und zuweilen müde fallenden Wimpern schaute sie, auf einen Stein hingesunken, zu, wie die beiden Frauen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln einen festen Verband angelegt. Ihr war's so sterbend matt; die Nerven und Muskeln ihrer Glieder bebten schmerzhaft. Und jetzt mußte sie sich dennoch erheben, als man Werner auf den Wagen schaffte. Sie wußte nicht, was thun, als Meta, den Arm um den Gatten gelegt, schon neben ihm im Wagen saß und dieser sich langsam in Bewegung setzte.

Sie war so überflüssig; Niemand hatte sich ja um sie kümmern können, Niemand hatte Zeit und Sinn gehabt, sie zu fragen, was sie hierher geführt, und wenn man sie gefragt hätte, was hätte sie zur Antwort geben können!

Schweigend, regungslos stand sie noch da, als auch Frau von Schrader, von dem Albino gefolgt, sich anschickte, dem Wagen zu folgen, an dem so bange ihre Blicke hingen, als Werner mit halb geschlossenen Augen die Schläfe auf Meta's Schulter gelehnt hatte und das Gefährt sich über das Geröll in Bewegung gesetzt.

Die Sonne barg sich bereits hinter den höchsten Bergspitzen, ein leichter Nebelschleier deckte die Steinregionen, die Konturen der Felsen begannen zu verschwimmen. Die herabhängenden Hände fester und trostloser faltend, schaute Eva den Andern nach und das Gefühl der Vereinsamung überfiel sie mit einer Gewalt, daß sie die blutrünstigen Hände erhob, sie vor die Augen preßte und zusammensinkend heiße Thränen vergoß.

„Fräulein Westerström!“ Sie vernahm eine Frauenstimme in unmittelbarer Nähe; eine Hand legte sich auf ihre Schulter. „Ich irre wohl kaum, Sie sind es! Verzeihen Sie, daß eignes Unglück uns theilnahmlos machte und mich vergessen ließ, Ihnen unsern Dank zu sagen!“

Eva schaute mit den von Thränen gerötheten Augen erschreckend auf, aber der freundliche Blick der alten Dame beruhigte sie. Beschämt über sich selbst, wandte sie das Antlitz ab, um ihre Thränen zu verstecken.

„Ich darf nicht fragen, was Sie in diese Einöde geführt,“ fuhr Frau von Schrader überredend

fort, „aber ich darf Sie wohl bitten, sich uns anzuschließen, denn der Abend ist nicht mehr fern!“

Der Gedanke, wieder dahin zurückzukehren, von wo sie mit so finsteren Entschlüssen ausgegangen, erregte in Eva neue Furcht; sie fühlte sich so müde und traute sich auch die Kraft nicht mehr zu, den Weg zurückmachen zu können.

„Sie sind verirrt, haben Ihre Angehörigen hier in dieser Wüstenei verloren! Es wird sich ja auch für Sie zur Nacht ein Obdach in dem Dorfe finden!“ Frau von Schrader hatte sich ihrer Hand bemächtigt. „Ich darf meine arme Tochter nicht aus den Augen verlieren!“ drängte sie. „Hier dürfen Sie nicht bleiben!“

In dem Dorfe! Eva ließ sich willenlos mit fortziehen. Körperlicher Schmerz überwog in ihr den Lebensüberdruß; die wohlwollende Stimme der alten Dame hatte etwas Versöhnendes für ihr verstörtes Gemüth, auch die Vorstellung, bei theilnehmenden Menschen zu sein, schlich beruhigend in ihr Herz. Niemand kannte sie in dem Dorf; dort konnte sie ihre wunden Füße kühlen und am Morgen ... Gewiß, am Morgen sollte ihr Vorsatz ausgeführt werden, denn

nimmermehr durften diese Frauen erfahren, was mit ihr vorgegangen.

Schwankend, den Schmerz überwindend, den ihr jede Berührung mit dem scharfen Gesteine verursachte, wie eine Trunkene ließ sie sich führen und sank, als sie nach einer Stunde abwärts das elende Dorf erreichte, bewußtlos zusammen.

Fünftes Kapitel.

Werners Zustand war durch den schwierigen Transport verschlimmert worden. Der Arzt, als er von Monte Carlo eintraf, fand die Wunde entzündet.

Kein Schlummer kam diese Nacht in die Augen der in dem engen Stübchen an seinem Lager wachenden Frauen, als das Wundfieber heftiger ward, und innerlich erschüttert horchten sie seinen Phantasien, um aus ihnen sich das Geschehene zu erklären.

Erst gegen Morgen lullte die Ermattung Meta in leichten Schlummer, als Werners Athemzüge ruhiger geworden; aber schon als der erste Sonnenstrahl in das niedere Fenster drang, erwachte sie mit einem Angstlaut. Ein wüster Traum hatte sie geweckt; sie hatte Blut, nichts als Blut gesehen, und endlich war in diesem Traum ihr Berthold erschienen,

der sich über sie gebeugt und ihr zugeflüstert: ich war es, der heute sein Leben gefordert, als Du es nicht hüten konntest, und ich werde es fordern bis zu seinem letzten Athemzuge, denn er hat mir das meine genommen!

Mit vom Traum noch gestörtem Antlitz eilte sie an Werners Lager, an dem noch die Mutter saß. Sie lauschte auf seinen Athem und Thränen rannen über die blassen Wangen; ihr war es, als verwische die Hand des Todes schon diese lieben Züge, und sich abwendend, wimmernd sank sie an dem Lager auf die Knie und flüsterte ein heißes Gebet.

„Störe nicht den Schlummer, der ihn, so Gott will, Dir erhalten wird!“ bat die Mutter, ihr Haupt aufrichtend; mit allen Trostesgründen beschwichtigte sie das bange Gemüt, und als endlich der Tag ganz heraufging, athmete Werner so ruhig, auf seinen Wangen zeigte sich ein leichter Hauch von Lebensröthe, der Meta mit Hoffnung erfüllte.

„Störe ihn nicht!“ flüsterte die Mutter. „Sieh nach unserem Gaste dort!“ Sie deutete in die dunkle

Ecke des elenden Gemachs, in welcher, auf zerbröckeltes Stroh gebettet, Eva am Abend hingesunken war.

„Was mit ihr geschehen sein mag!“ sprach Meta für sich, neben dem elenden Lager niederknieend. „Ich scheue mich vor dem Gedanken, daß sie eine vielleicht unfreiwillige Theilnehmerin dieses entsetzlichen Vorfalls gewesen!“ Mit einem Gemisch von Theilnahme und Abneigung beugte sie sich über die Daliegende, deren dunkel und sichtbar von Schmerz umrandete Augen fest geschlossen waren.

Eva's Hand lag auf der schwer athmenden Brust, ihr Haar war von Schweiß gefeuchtet und breitete sich wie eine goldene Decke über das schmutzige Stroh; ihr Kleid hing in Fetzen, ihre Schuhe waren fast zerstört, die durchscheinenden feinen Spitzen ihrer Unterkleidung zeugten von Wohlhabenheit.

Wie kam sie in diesen Zustand und wer hatte sie dort oben hin in diese Wüstenei geführt!

Die Nacht hindurch hatte sie, um die sich zu kümmern Niemand vermocht, in tiefem, Schlaf gelegen, ihre schweren Athemzüge hatten die am Bette des Verwundeten wachenden Frauen oft

geschreckt; sie hatte auch im Schlafe gesprochen, aber unverständliche Worte einer fremden Sprache.

„Sie thut mir leid, die Unglückliche, die ich vor wenigen Monden noch in so kindlichem Uebermuth sah!“ Auch Frau von Schrader erhob sich leise; sie nahm den Krug, das grobe Handtuch und trat neben Meta zu der Schlafenden.

„Ich kann sie nicht in diesem Zustande sehen!“ flüsterte sie. „Ihr Schlaf ist ja so tief, daß sie nicht erwachen wird!“ Und mitleidig bemächtigte sie sich der auf dem Stroh liegenden, von Dornen geritzten kleinen Hand; wusch auch das jetzt so bleiche Kinderantlitz, ordnete ihre Kleidung und entfernte die zerrissenen Schuhe von den Füßen mit der Sorgfalt einer Mutter.

„Wie kommt nur reicher Leute Kind in eine solche Verfassung!“ murmelte sie, als sie auch die Füße blutrünstig sah; erschrocken aber bog sie sich zurück, denn Eva's Wimpern hatten sich durch die fremde Berührung geöffnet und die blauen Vergißmeinnichtaugen blickten sie groß und sichtbar bewußtlos an; ihre Lippen, die im Schlaf so fest geschlossen,

öffneten sich, aber kein Zug in dem lieblichen Gesicht zeugte von wirklichem geistigen Erwachen.

Eva lag in der That noch in einem Zustande seelischer Abwesenheit; sie sah, ohne wahrzunehmen, ohne zu erkennen; es war nicht einmal ein Traumleben. In physischer Entkräftung empfand sie auch keine Schmerzen; nur die Erfrischung ihrer Haut hatte ein körperliches Erwachen bewirkt.

„Verzeihung, wenn ich Ihren Schlummer gestört habe, es geschah in bester Absicht!“ sagte Frau von Schrader leise, schonend sich zurückbeugend und mitleidig in die schönen Augen blickend. „Gönnen Sie sich Ruhe, denn Sie bedürfen derselben.“

Eva hatte noch immer keine Antwort. Die geöffneten Lippen bewegten sich, als dürste sie, aber sie nahm nicht den Trunk, der ihr geboten ward, ihre Wimpern sanken kraftlos über die blauen Augen zurück und regungslos lag sie wieder wie in tiefem Schlaf.

„Der Arzt wird sich auch um sie kümmern müssen!“ Damit erhob sich Frau von Schrader, auf das Geräusch eines Wagens lauschend, der in der

holperichten Straße und vor die Hütte fuhr. „Gott sei Dank, er ist es und wir werden die Entscheidung hören!“

Während sie hinaus trat und Meta wieder an des Gatten Lager stand, regte sich die Daliegende, als habe sie sich vor der Mitleidigen gefürchtet. Sie hob in der halbdunklen Ecke, unbeachtet durch die in banger Hingebung am Bette sitzende junge Frau, langsam das Haupt, stützte sich auf den Arm, entfernte mit müder Hand das Haar von dem Antlitz und warf einen Blick auf ihre Kleidung, die ihr zurückrufen mochte, was gestern geschehen. Ihr Kinn sank auf die Brust, sie legte die Hand an die Stirn, ließ dann kraftlos das Köpfchen wieder auf das Stroh sinken und barg das Gesicht in der Ecke, es mit beiden Händen bedeckend.

Die Lebenskraft dieses anscheinend so zartorganisirten Geschöpfs schien all die Qualen des gestrigen Tages überwunden zu haben; die Schmerzen der Wunden empfand sie nicht unter der Seelenpein, in der sie sich zu winden begann, als nach und nach Alles vor ihr Gedächtniß trat und der entsetzliche

Ausruf: Mörder! der gestern so kreischend durch die Berge gedrungen, wieder in ihrem Ohr hallte. Und sie war Zeugin einer That gewesen, die sie zu hindern nicht vermocht hatte!

Er ein Mörder, er, den sie in ihrer ersten, stürmischen und blinden Leidenschaft so heiß geliebt, der sie so tief gekränkt! Vor ihren Augen stand er jetzt eben, als sie sich das Antlitz verhüllte, hoch aufgerichtet, das Gewehr an der Wange. Sie hörte den Schuß, hörte den Aufschrei, sah den Unglücklichen zusammensinken, der geblendet von der gerade vor ihm auf der Bergeshöhe liegenden Sonne kaum seinen Gegner erkannt haben mochte, als dieser ihn mit donnernder Stimme angerufen. In seinem Blute liegend hatte sie den Verwundeten gefunden, und . . . Mörder! gellte es wieder und wieder in ihrem Ohr, wie sie jetzt so trostlos und mit lautpochendem Herzen dalag.

Ein Grauen schlich durch ihre Glieder. Aber sie lauschte doch auf die Stimme in dem engen Raum, sie verstand, was da dicht bei ihr leise in französischer

Zunge gesprochen wurde, öffnete die Augen und wandte furchtsam das Antlitz ins Zimmer.

Dort lag er, der Unglückliche, auf dem armseligen Bette, an dem sie die beiden Damen in so banger Erwartung stehen sah; der Mann, der sich über dasselbe beugte, mußte der Arzt sein. Er lebte also! Sie erinnerte sich jetzt auch, wie sie der armen jungen Frau gefolgt, die den Verwundeten so liebevoll in ihren Armen gehalten. Es war dieselbe gewesen, die sich schon einmal ihrer so liebevoll angenommen, als sie die Tollheit begangen, um seinetwillen den Tod zu suchen, weil er von ihrem kindischen Herzen nichts hatte wissen wollen, weil er die Andre, gerade diese liebte, die ihn verschmäht und den Unglücklichen vorgezogen, der jetzt wohl mit dem Tode rang . . . .

Sie wollte fort, heimlich fort! Die junge Frau sollte sie nicht als Obdachlose, als Landstreicherin sehen; man sollte sie nicht als Zeugin der blutigen That vor die Gerichte fordern; sie wollte nicht gegen ihn aussagen, nimmermehr, wenn er sie auch so schwer verletzt!

Wiederum lauschte sie. Der Arzt war mit dem Verwundeten beschäftigt; der lebte also noch. Sie sah die beiden Frauen seitwärts am Fenster stehen, wie sie noch immer mit so angstvollen Augen auf den Arzt schauten, als wollten sie in seiner Miene lesen, und die junge Frau sah so elend aus, ihre Augen waren von Thränen geröthet; sie mochte deren die Nacht hindurch so viele geweint haben!

Lange währte es, bis der am Bette so thätige Arzt sich auf und an die Damen richtete. Sie sah, wie die Züge der jungen Frau, als er leise zu ihr sprach, sich klärten, wie sie sich an die Brust der Mutter warf und das Antlitz auf deren Schulter lehnte, wie sie dann an das Lager eilte, sich über dasselbe beugte und die Stirn des Gatten küßte, wie sie sich endlich auf den Rand des Bettes setzte und wieder weinte, aber sicher Thränen der Freude, wenigstens der Hoffnung.

Jetzt aber erschrak sie heftig, als die alte Dame, mit dem Arzt sprechend, auf die Ecke deutete, in der sie lag. Sie erkannte das Gesicht des jungen Doktors; er hatte sie fast täglich an den Tafeln des Restaurants

in ihrem Hotel und am Ufer der Condamine gesehen, wenn sie Morgens da unter den Bäumen gesessen.

Er durfte nicht wissen, daß sie es sei, die in so beschämendem Zustande da lag. Da unten in Monte Carlo kamen und verschwanden ja die Gäste, Niemand fragte nach ihnen, wenn man sie nicht mehr sah; aber so wieder gesehen zu werden, nimmermehr!

Sie warf sich herum, barg das Antlitz unter dem Haar und verweigerte jede Antwort, als sie die Stimme des Arztes über sich vernahm. Dieser gab auch unmuthig seine Bemühung um sie auf, begann aber, sich an das Fenster zurückziehend, eine leise Unterhaltung, in der sie ihren Namen nennen hörte.

Neue Angst bemächtigte sich des Mädchens, als Meta, nachdem der Arzt sich entfernt, wiederum neben ihr niederkniete und ihre Hand suchte.

„Fräulein Westerström,“ vernahm sie eine leise Stimme, „die tröstliche Mittheilung, die mir der Arzt über den Zustand meines Gatten gemacht, gestattet mir erst jetzt nach einer Nacht voll Angst und Zittern, mich um Sie zu kümmern und Ihnen meinen Dank für Ihre Theilnahme zu sagen. Zürnen Sie

mir deshalb nicht! Kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen? Wir sind hier zwar bei sehr armen Leuten, aber . . ."

Eva schüttelte ohne aufzuschauen den blonden Kopf.

„Sie bedürfen wenigstens einer Stärkung!" fuhr Meta fort. „Der Arzt hat meiner Mutter soeben versprochen, ein Kleid und andere Schuhe für Sie herauf zu schicken. Wir dürfen Sie nicht in diesem Zustande lassen."

Noch immer keine Antwort. Eva hielt sich regungslos, aber ihr Herz bebte ängstlich; sie krampfte das Kleid mit beiden Händen über der Brust zusammen.

„Vielleicht können Sie uns wenigstens einige Auskunft über das gestrige so traurige Ereigniß geben; mein armer Gatte liegt in einem Zustande gänzlicher Entkräftung; Gott sei Dank ist aber das Wundfieber gemindert und der Arzt findet keine edleren Theile verletzt."

Eva hörte wenig von dem, was Meta so gütig zu ihr sprach. Ganz Anderes beschäftigte sie seit

Minuten. Er war nicht todt, er sollte leben! Es war kein Mord geschehen; man konnte sie also nicht als Zeugin ergreifen! Und auch ihr bot sich noch ein kurzes, wenn auch werthloses Leben.

Sie, die selbst wenn es ihr gestattet gewesen wäre, die Kleidung nicht gewechselt haben würde, seit sie sterben wollte, hatte eben auf der Brust unter ihrem Hemde einen Gegenstand erfaßt, dessen Berührung sie durchzuckte — das Medaillonbild ihrer ersten Mutter in goldner, mit Brillanten besetzter Kapsel. Lundgreens eigennützige Freigebigkeit hatte es ihr eingelöst vor der Abreise, da sie es damals schon in ihrer Noth verpfändet.

Das Bild konnte ihr noch eine kurze Lebensfrist bereiten. Zu was sie diese begehrte, sie wußte es nicht; sie war ja zu matt und zerschlagen, um gleich wieder den Tod zu suchen; es fehlte ihr an der Erhebung bis zu der Wollust, die ihr zum Sterben nothwendig. Sie wollte auch ihm noch einmal begegnen, nicht weil sie ihn noch liebte, auch nicht aus Haß, nur weil sie trotz Allem noch an ihm hing, sie wußte nicht warum.

Nur um ihn noch ein letztes Mal zu sehen nach dieser That, wollte sie noch einmal unter die Menschen gehen. Vielleicht war auch die Mutter noch da, denn sie konnte sich nicht vorstellen, daß diese so herzlos gewesen. ohne sie heim zu reisen. Sie liebte auch sie nicht, aber vielleicht hatte diese sie schon gesucht, während sie hier oben. Der Tod war ja auch da unten in den Wellen zu finden; sie war ja schon einmal in den Armen derselben eingeschlafen.

Meta hatte inzwischen eingesehen, daß sie vergebens zu diesem sonderbaren Wesen spreche. Sie wollte sich erheben, als sie Eva plötzlich sich vor ihr im Stroh aufrichten sah. Erschreckt fuhr sie vor den starren, weit geöffneten Augen des Mädchens zurück.

„Ich danke Ihnen!“ rief dasselbe, mit beiden Händen das Haar ergreifend und es im Nacken knotend. „Ich will fort! Man sucht mich gewiß! Ich kenne den Weg, ich werde ihn finden!“

„Aber in diesem Zustande, Fräulein Westerström!“ mahnte die junge Frau, auf die zerstörte Kleidung, auf ihre Füße deutend. „Der Arzt hat ja versprochen; er wird Wort halten!“

Eva hörte sie nicht; sie antwortete auch nicht; sie war ganz mit ihrem neuen Gedanken beschäftigt, griff nach den zerrissenen Schuhen und that sie mit kindlicher Unbefangenheit an ihre Füße, als sei ihr der desolate Zustand derselben gleichgültig. Sitzend ordnete sie ihre Kleidung, nahm den Hut vom Boden, drückte ihn auf den Scheitel und erhob sich.

Wohl fühlte sie erst jetzt den ganzen Schmerz ihrer Glieder, aber sie achtete ihn nicht; sie schien auch nicht verlegen, so dazustehen, wenn sie auch die Wimpern vor der erstaunten Miene der jungen Frau senkte.

Diese sah mit Theilnahme die schlanke, elastische Gestalt, das zarte Kindesgesicht, die weißen, mit blutigen Striemen überkreuzten Händchen; aber sie hatte ein trotziges, eigenwilliges Kind vor sich, dem nicht Vernunft zu reden war.

„Ich bedaure, wenn ich Sie nicht zu überreden vermag, Fräulein Westerström!“ sagte sie unmuthig. „Seien Sie von unserer Dankbarkeit überzeugt.“

Frau von Schrader, die den Verwundeten bewachend am Bette desselben saß, wollte Eva eben

leise ein gebietendes Wort zurufen, aber diese hatte bereits die Thür erreicht und war hinaus.

„Ein sonderbares Geschöpf!“ Meta trat ans Fenster und schaute ihr nach, wie sie mit der Geschwindigkeit eines Eichhörnchens den steilen Weg hinab eilte. Aber sie vergaß dieses Intermezzo und kehrte zärtlich zum Bette des noch schlummernden Gatten zurück.

Wüßt' ich mir nur ihre Beziehung zu ihm zu enträthseln! wollte die Mutter sagen. Was that sie da oben in der Wildniß und wie kam sie dorthin? Mit ihm! Ich kann's mir nicht vorstellen, denn sie scheint ohne Falsch! . . . Aber sie verschwieg den Gedanken, denn noch war zwischen ihr und Meta kein Wort hinsichtlich des gestrigen Vorfalls und seines Zusammenhanges gefallen. Sie wußten, daß nur Einer hier nach Werners Leben hatte trachten können, und dankten schweigend der Vorsehung, die das Schlimmste so gnädig abgewendet.

Sechstes Kapitel.

Zufrieden mit sich und seiner That hatte Berthold das Gewehr in einen der Abgründe geschleudert und mit der Ueberzeugung, daß er gethan, was unerläßlich, daß er seinen Gegner in ehrlichem Zweikampf getödtet, trat er den Rückweg an. Der Verschwiegenheit des Burschen, der ihm diesen Feind ohne Zeugen auf der Adlerjagd an verabredeter Stelle vor die Mündung seiner Waffe geliefert, glaubte er sicher zu sein. Nicolo hatte jedenfalls, wie er sich erboten, Pferd und Karren in einen Abgrund gejagt, so daß man annehmen mußte, auch er sei mit verunglückt, und dann mit seiner Belohnung das Weite gesucht, um von Marseille nach Corsica hinüber zu gehen, wohin ihn eine Dirne zog, die kürzlich zu ihren Eltern heimgekehrt.

Daß Eva ihn da oben in seinem Vorhaben beobachtet, konnte er nicht vermuthen; daß sein Todfeind, als dieser, den Horst des Adlers beschleichend, von ihm, der ihn am Fuße des Felsens gegenüber erwartet, angerufen worden, so unglücklich gewesen, gerade in die Sonne zu blicken, war sein eigenes Verhängniß gewesen; er, Berthold, hatte es nicht hindern können. Als derselbe, wie er überzeugt war, tödtlich getroffen über den Felsen zurück gesunken und er, unbekümmert um sein weiteres Loos, von dem seinigen hinab gestiegen, hatte er wohl wiederholt einen Schrei vernommen, aber er hatte denselben für den Ruf der aufgescheuchten Raubvögel gehalten, und so war denn in der verschwiegenen Stille der Einöde geschehen, was er so lange geplant. Die Adler und Geier da oben mochten das Uebrige thun, um das Geheimniß zu hüten.

Mit dem Abendzuge traf er in Nizza ein und fand zu seiner Zufriedenheit sein Gepäck im Hotel vor. In einer Seelenruhe, die er seit lange nicht mehr empfunden, trat er auf den noch belebten Quai Masséna und schlug die Richtung zur Maison dorée

ein, um dort ein Souper bereiten zu lassen, das seiner Stimmung würdig. Er hatte vollbracht, was endlich hatte geschehen müssen, und wollte jetzt mit Ueberlegung seinen Zukunftsplan aufbauen.

In dem großen Restaurationssaal waren die Tische von lustigen Gruppen besetzt. Die Stimmung sagte ihm zu, auch er durfte zum ersten Mal wieder heiter sein. Ueber den Raum hinschauend, lachte ihm ein bekanntes Gesicht entgegen.

Lieutenant von Schliewen saß mit einigen Dämchen beim Champagner; er empfing Berthold mit Jubel. Sein Vater hatte ihm Geld und Ermahnungen geschickt; die letzteren hatte er gar nicht gelesen, mit dem Gelde aber einen Theil seines Verlustes wieder eingeholt — Grund genug für den zweiundzwanzigjährigen jungen Mann, in rosigster Laune zu sein.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest, weil Dein Gepäck auf Dich hier wartet und auch Deine arme Dogge, die um Dich trauert!" rief Schliewen. „Komm, Du armer, reicher Mann und sei mit uns vergnügt!"

Und Berthold war es. Erst gegen Morgen warf er sich auf das Lager, um nach all dem Ueberstandenen bis zum hellen Mittag zu schlafen. Er hatte ja nichts mehr zu thun als abzuwarten, daß sich Alles von selbst zeitigen werde; und er wollte warten.

Meta's Schmerz um den Verlorenen konnte nicht länger währen als alle menschlichen Schmerzen; er wollte ihn schonen, sich ihr mit Klugheit und Zurückhaltung nähern, wohin sie sich auch wenden mochte, wollte ihr seine Dienste bieten als ein ihr treu ergeben gebliebener Freund, der wohl seine Zeit gekommen sah, aber ohne Uebereilung von derselben die Erfüllung seiner Wünsche hoffte.

In der That schien die fieberhafte Spannung, in der er all die Zeit gelebt, von ihm gewichen und er seiner eigensten, innersten Natur zurückgegeben zu sein. Dieselbe Leidenschaft für die Eine beherrschte ihn auch jetzt noch, aber sturmlos, denn wenn das Ziel derselben auch fern, er hoffte es zu erreichen ohne Hast, ohne Kampf. Kehrte sie nach Deutschland zurück, er besaß die Mittel, ihr zu folgen, und ihre Trauer ehrend, wollte er sie erringen.

Heimwärts kehrten jetzt auch seine Gedanken. Keiner derselben galt dem Opfer, das er in den Bergen zurückgelassen, das selbst, wenn es nicht zu Tode getroffen war, doch hülflos in der Wildniß verblutet sein mußte. Ein Kampf war's gewesen, er hatte nur zum Austrag gebracht, was nicht aufzuschieben gewesen.

Nach ruhigem, langem Schlummer erhob er sich gegen Mittag im ungestörtesten Gleichmuth. Die Welt sah ihm so anders aus, als gestern noch; er war mit seinem Schicksal versöhnt. Der Gram, den er über Diejenige gebracht, die er liebte, war ihm sogar eine Genugthuung.

In dem Bankhause erhob Berthold die Summe, die er dort deponirt, und verließ mit dem nächsten Bahnzuge die Stadt in der Richtung nach Marseille. Man sollte ihn fern glauben. Eine Woche sollte vergehen, ohne daß ihn Jemand hier am Ufer sah.

Und wie er, im Coupé sitzend, an dem lachenden Ufer dahin fuhr, die große Summe an der Brust,

die ihm ein sorgenloses Dasein sicherte, kam ihm zum ersten Mal auch die Erinnerung an die Seinen daheim. Er sah sich wieder bei denselben, wie er vor den Vater trat, um ihm die tausend Mark zurückzugeben, auch ihm die Schuldenlast abzunehmen, die er auf die Schultern des armen Mannes gewälzt; sah sich als vermögender, gut situirter Mann auch den Kameraden gegenüber, die ihm zuletzt eine so kühle Miene gezeigt; er sah sich endlich vor die Geliebte treten, die ihn in tiefer Trauer empfing . . .

Ihm ward's so warm um das Herz, wenn er sich diese Zukunft dachte! Ein Vorwurf sollte ihn nicht anfechten, wenn er sie wiedersah, denn Reinburg war im offenen Kampf, Brust gegen Brust gefallen und sie konnte ja nicht anders erfahren haben, als daß er sammt dem Burschen in einen Abgrund gestürzt.

Nicht wie damals wollt' er so stürmisch, so gewaltsam um sie werben; er sah ein, daß die Schwester Recht gehabt, aber er hatte damals nicht anders gekonnt! Meta wußte, daß er sie liebte; sie sollte ihn ruhig und besonnen sehen und bis die Zeit um, sollte auch *sie* ihn lieben gelernt haben.

In glücklicher Schwärmerei verstrichen ihm die Stunden.

Ein ganz Anderer wollte er daheim sein, selbst seine Angehörigen sollten mit ihm zufrieden werden.

Auch Eva Westerströms erinnerte er sich jetzt noch einmal. Er hatte nicht edel gegen sie gehandelt, das bekannte er sich; aber er war zu schlechter Laune gewesen, als sie ihn im Bahnhofe belästigt. Er hatte ja auch schon einmal anders gegen sie gehandelt, als er sie mit Gefahr seines Lebens aus dem Wasser gerettet. Diese großartige That hatte sich freilich gelohnt und sie waren Beide quitt, denn nur ihr hatte er seinen Reichthum zu danken.

Im Uebrigen war sie ihm lästig geworden mit ihrer Anhänglichkeit, denn sie wußte ja, daß er eine Andre liebe und schließlich . . . war es nicht der Mühe werth, noch weiter an dieses unbesonnene Mädchen zu denken.

Am liebsten wäre es ihm gewesen, demnächst zu hören, daß Meta als junge Wittwe in die Heimat zurückgekehrt. Im Besitz des Geldes, das er so heiß ersehnt, dessen Werth er erst jetzt erkannte

und schätzte, fühlte er das Bedürfniß, daheim zu zeigen, daß er es besitze.

Das Ufer hier war ihm auch unheimlich geworden. Der Dämon da oben auf dem Felsen von Monte Carlo, dem er es abgekämpft, konnte es von ihm wieder fordern und die Berge, die sich da so massenhaft über ihm aufthürmten, sie erdrückten ihn, die schwarzen Tunnel, durch die der Zug raste, verdüsterten auch seine Stimmung.

Es war doch ein ehrlicher Zweikampf gewesen, der da oben geschehen, und ohne Zeugen hatte er geschehen müssen, auf einer Mensur, so unüberschreitbar, unverrückbar! . . .

Er verjagte die einfältigen Gedanken, die sich in sein Hochgefühl drängten, und dachte nur vorwärts, malte sich die Zukunft, wie sie werden mußte. Und dennoch ward's ihm immer wieder enger ums Herz; er erschrak vor jedem Pfiff der Maschine, wenn er die Augen geschlossen, um zu denken; er meinte, den Schrei des Adlers zu hören, der ihm die Nerven verletzte . . . Er wollte nicht so allein mehr im Coupé sitzen, wollte unter Menschen sein.

Auf der nächsten Station suchte er bereits ein anderes; und wie er da an dem Zuge entlang schritt, blickte aus einem der Fenster ein olivenfarbiges, schwarzäugiges Gesicht auf ihn herab . . . Nicolo, der denselben Weg nach Marseille nahm, der ihn erkannt und erschreckt zurückfuhr, obgleich er von ihm doch Nichts zu fürchten hatte.

Berthold verschwand in dem nächsten Coupé, drückte sich in die Ecke und schaute auf das Meer hinaus. Der Bursche wußte ja garnicht, was weiter geschehen; er hatte Karren und Gaul in einen Abgrund getrieben, während sein Gegner die Felsen erklommen, um das Adlernest zu beschleichen, und sich dann in die Berge geflüchtet. So war's verabredet gewesen, und daß er jetzt auf der Flucht war, das bewies, daß er sein Wort gehalten.

Der Bursche hatte nur ein schlechtes Gewissen seinem Dienstherrn gegenüber, denn wenn er selbst den Schuß vernommen, der hatte den Adlern gegolten, die er vielleicht auch hatte auffliegen gesehen, deren Ruf auch er vernommen haben konnte. Es lohnte nicht, sich um den Burschen zu kümmern, den

drüben in Korsika Niemand suchte; und die Berge, die Felsen, die Schluchten und die Adler waren verschwiegen. Es war ein ehrlicher Zweikampf gewesen, der ohne Zeugen hatte geschehen müssen! . . .

Siebentes Kapitel.

Zehn Tage später stand Berthold in elegantem Reisekostüm vor dem Häuschen, das so lange sein einziger Gedanke gewesen. Sein Weg hatte ihn vom Bahnhof direkt heraufgeführt; beim Anblick des traulichen, vom Eukalyptus beschatteten Hauses aber zauderte sein Fuß; er schöpfte tief Athem, als beschwere etwas seine Brust, und langsamer betrat er den Plan.

Es erschien ihm Alles so still hier, die Läden der Fenster waren gegen das Sonnenlicht geschlossen, auf dem Garten ruhte das bleiche Mittagslicht, die mit Kies bestreuten Steige desselben zeigten keine Fußspuren und selbst um die kleinen Hofgebäude regte sich Nichts.

Unablässig hatte er sich mit diesem Moment beschäftigt, wo er vor sie hintreten und sie ihn in tiefer Trauer empfangen werde. Er wußte, was er ihr sagen wollte, denn er hatte sich das so oft wiederholt; aber jetzt, da dieser Augenblick gekommen, empfand er, daß derselbe schwerer als er sich vorgestellt. Drückender legte es sich ihm auf den Athem, er bedurfte der Sammlung, um sich ihr ganz in der Unbefangenheit nähern zu können, die dieses Wiedersehen ihm gebot.

Das Gewissen regte sich Angesichts dieser Stätte doch in ihm; er war nicht Schauspieler genug, um seine Züge vollkommen beherrschen zu können, und fühlte, daß er bleich war, denn das Blut stockte ihm im Herzen; er mußte erst ganz seiner mächtig sein, um seine Rolle so täuschend zu spielen, daß sein Erscheinen nicht verletzte.

Aber Niemand störte ihn in seiner letzten Vorbereitung. Die Sehnsucht, sie wieder zu sehen, trieb ihn endlich vorwärts und so stand er denn vor der Thür des Hauses und legte entschlossen die Hand auf den Drücker. Sie war verschlossen wie die

Fensterläden. Er setzte den Thürhammer in Bewegung und Minuten vergingen, während welcher ihm in wachsender Unruhe das Herz zu hämmern begann. Niemand öffnete. Er lauschte, aber nicht das geringste Geräusch im Hause verrieth Leben. Er schritt um dasselbe herum; Alles todt, Alles geschlossen.

Lange stand er da, an den Baum gelehnt, immer auf die Fenster blickend. Die Vögel raschelten und zwitscherten wohl in den Zweigen über ihm, aber Niemand kam, der ihm hätte Kunde geben können.

Die Stätte ward ihm unheimlich in der tiefen Stille. Dort drüben hatte er jeden Abend sie belauscht, bis das Licht hinter dem Storen gelöscht wurde, hatte er qualvolle Stunden verbracht, und hier an derselben Stelle hatte er sie zuletzt gesehen, wie sie dem den Abschiedsgruß zugewinkt, der niemals wiederkommen sollte.

Ein Gedanke wirkte endlich beruhigend auf ihn: hatte sie so schnell den Ort verlassen, um in die Heimat zurückzukehren als trauernde Wittwe, nachdem sie ihn vergeblich gesucht? Hatte sie ihn gefunden,

eine Beute der Geier und Adler, um ihn in die deutsche Erde zu betten für den ewigen Schlaf?

Fast hätte er es so wünschen mögen, denn auch er fühlte sich ja nicht mehr wohl hier, auch ihn trieb es fort; er hatte unerträgliche Tage der Unruhe verbracht, bis es ihm gerathen erschienen, sich hier zu zeigen, bis die Sehnsucht ihn hergetrieben. Besser wär's gewesen, wenn auch sie schon zurückgekehrt; denn lagen erst alle diese Berge hinter ihm, war er wieder auf heimischem Boden, so konnte er sich leichter fühlen und freier konnte er in der Heimat zu ihr treten, nachdem er bei den Seinigen die Kunde von dem traurigen Schicksal ihres Gatten gehört.

Als die Mittagsstunde vorüber, sah er endlich Arbeiter des Weges herabkommen. Er trat an sie heran, bot von seiner Sprachkenntniß auf, was er an solcher besaß, und fragte nach der Bewohnerin des Hauses. Sie gaben ihm eine Auskunft, die ihm nur halb verständlich, er entnahm aber aus derselben so viel, daß das Haus leer und die Leute, die dasselbe bewohnt, wieder abgereist seien; der Besitzer

desselben wohnte unten in der Stadt, der werde ihm Weiteres sagen können.

Diese Leute wußten entweder Nichts von dem traurigen Vorfall oder derselbe war bereits vergessen; Meta und ihre Mutter waren ohne Zweifel heimgereist, und wenn das geschehen, war's auch für ihn Zeit, an die Rückkehr zu denken.

Aber Eine gab es ja noch hier, die ihm sichere Auskunft geben konnte — seine Schwester! Die Fürstin, so war ihm im Hotel gesagt worden, hatte ihre Wohnung bis zum Frühjahr genommen; sie mußte also noch hier sein. Henrike sollte ihm sagen, was er zu wissen verlangte. In großer Erregung legte er den weiten Uferweg bis zum andern Ende des langgestreckten Ortes zurück, um im Hotel zu hören, daß die Fürstin einen Ausflug gemacht, man wisse nicht wohin.

Ein Kommissionär, den er in die Stadt sandte, brachte ihm von dem Besitzer des kleinen Hauses die Antwort, der Gemahl der jungen Frau sei auf der Jagd verunglückt, die Mutter derselben sei, als man ihn vergeblich gesucht, allein zurückgekehrt,

habe ihm den vollen Miethspreis gesandt und sei mit den Effekten abgereist, wohin, daß wisse man nicht; er selbst, ließ der Mann sagen, habe bei der unglücklichen Gelegenheit Wagen, Pferd und seinen Burschen verloren.

Der Ort war für Berthold unheimlich geworden, seit sie nicht mehr hier. Aber wo sie suchen? . . . Rathlos wieder auf dem Bahnhofe stehend, sah er einen der Züge heranbrausen, die sich hier an der Riviera kreuzen. Sollt' er noch heute heimwärts und vielleicht ohne sie schon dort zu finden? . . . Todt war er, auf der Jagd verunglückt und Niemand hatte sich, wie es schien, um den Unglücksfall gekümmert. Nichts also drängte ihn so schnell von hier, wenn nicht sein Sehnen nach der Gesuchten.

Der Zug hielt am Perron. Erschreckend hörte er aus einem der Coupés seinen Namen rufen; eine Hand winkte aus dem Fenster, zwei jugendliche Männerköpfe schauten ihm aus demselben entgegen. Es waren die auf Urlaub befindlichen Kameraden und lustiger Laune waren sie, wie es schien.

„Komm mit!“ rief der Eine, in alter Kamerad-

schaft. „Wir haben Dir Manches zu erzählen! Was treibst Du hier in dem langweiligen Nest!“

Berthold stand bereits an dem Coupé und absichtslos, ohne Ueberlegung, saß er im nächsten Augenblick in demselben.

„Wir waren in Rom, Neapel, Palermo, kommen eben von Florenz,“ erzählte der Eine. „In Rom sahen wir auch Deinen glücklichen Rivalen, den Reinburg, mit seiner interessanten Gattin. Kein Wunder, daß er ihre schönen Augen einer Kugel vorgezogen hat, aber die Pomade, mit der er sich Dir gegenüber aus der Affaire gezogen, ward auch dort bekannt; es wurde sogar unter Anderen gerade dort anwesenden Kameraden schon die Frage erörtert, wie man ihm das als Reserveoffizier anrechnen solle, indeß ließ man einstweilen Gras darüber wachsen und vermied ihn nur.“

Berthold hörte in großer Zerstreutheit, was sie in so vergnügter Reiselaune erzählten. Sie waren übermüthige, aber im Dienst besonnene Leute, die ihren Urlaub auszunutzen bemüht und innerlich kameradschaftlich doch ganz Partei gegen den reichen

Reserveoffizier genommen hatten, als sie ihn in Rom mit der schönen Frau gesehen, denn ihm auch gaben sie jetzt die Schuld, daß Berthold seinen Abschied gefordert, obgleich sie früher überzeugt gewesen, daß dieser Abschied unvermeidlich. Sie waren eben unterwegs in anderer Stimmung als in dem strengen, abgemessenen Garnisondienst und fühlten Theilnahme für sein ferneres Schicksal.

„Aber Dir muß es gut gehen!“ rief endlich einer von ihnen, sein elegantes Aeußere musternd. „Hast Du Schliewen hier herum gesehen? Man schrieb mir, er habe sich in Monaco festgespielt; hoffentlich sehen wir ihn dort!“

Berthold war indeß nicht gesprächig zu machen; er ließ bald die Unterhaltung sinken und schaute immer in derselben Zerstreuung zum Fenster hinaus. In ihm war das Gefühl, als wäre es besser, er sei hundert Meilen von hier, als dürfe er nicht das Coupé verlassen, müsse fort geradeswegs mit diesem Zuge, der nach Frankreich und in die Heimat führte.

Und dennoch ließ er sich von den Kameraden mit fortreißen, dennoch sah er sich an ihrer Seite

wiederum auf der großen Treppe von Monte Carlo. — Grade so wie jetzt mit diesen, war er damals mit Schliewen hier heraufgestiegen, und ebenso wie sie hatte der Letztere die Brust voll kühnster Hoffnung gehabt. Aber diesen hier oben zu suchen, fiel ihm eben ein, als er auf dem Platze stand. Schliewen hatte ihm in der Maison dorée von seiner Absicht gesprochen, nach Paris zu gehen; das war auch sein Weg; er wollte ihn auffordern, mit ihm zu gehen, denn er fürchtete das Alleinsein.

Vor der Treppe des Kasino fand er Gelegenheit, sich von den Kameraden los zu machen, deren Stimmung nicht zu der seinigen paßte. Er wollte die Spielsäle nicht wieder sehen. Der Dämon konnte wissen, daß er sein ganzes Vermögen bei sich trage, und ihn wieder an den Tisch führen. Es war keine Eva mehr da, die ihn wieder mit Gold überschütten konnte.

Mit Unbehagen schaute er, wie er dastand, den Felsen, die Turbie hinan; sie weckte Erinnerungen in ihm, die ihm peinlich, wie eigentlich Alles, was

ihn hier umgab, was er nie mit so nüchternen Augen angeschaut.

Es ist anzunehmen, daß sich von tausend Menschen kaum fünfzig den Kasinoplatz mit ruhigem Gemüth und klaren Augen betrachten, denn die Einen sehen ihn aus Gründen der Moral mit Abscheu an, die Uebrigen haben gewonnen oder verloren und tragen nur den Eindruck mit sich, den sie an den Spieltischen erhalten.

Mit einer tödtenden Oede in sich setzte er sich endlich vor das Kaffeehaus, um Schliewen zu erwarten, wenn er hier sei, und richtete deshalb unverwandt das Auge auf die Freitreppe des Kasino.

Wenn Eva Westerström jetzt hier gewesen wäre, er hätte wenigstens mit ihr plaudern können. Sie war im Grunde ein gutes Kind; er sah sie noch, wie harmlos sie Abends in sein Zimmer getreten und den Goldregen vor sich hin schüttete. Und jetzt hatte sie Nichts mehr, er Alles. Er hätte ihr doch mehr geben sollen, denn er dankte ihr so viel!

Wohl eine Stunde lang saß er da, Alle beobachtend, die vor ihm aus- und eingingen, nur

Schliewen war nicht unter ihnen. Die Langeweile war ihm unerträglich; er durfte ja nicht allein sein. Es kam die Stunde, um welche Alle aus den Spielsälen in die Hotels zogen, die Stunde des Diners. Der Tag ging also zu Ende — ein verlorener für ihn. Er wollte am Abend noch nach Nizza; Schliewen mochte noch dort sein; er hatte ihn in so interessanter Gesellschaft zurückgelassen.

Auch vor dem Kaffeehause leerten sich die kleinen Tische um ihn her und nur er fühlte keine Lust, die Tafel des Hotels de Paris gegenüber aufzusuchen. Auch der Lärm dort war ihm lästig; er hatte verlernt, heiter zu sein.

Die Stirn in die Hand gestützt, auf ein Zeitungsblatt schauend, ohne einen Buchstaben in demselben zu lesen, saß er da, als plötzlich ein Schatten vor ihm auf die Estrade fiel, der sich nicht weiter bewegte.

„Ein Wort, Herr von Hollmayer!“ vernahm er eine feste Männerstimme, die ihn durchschauderte.

Er blickte auf, starrte aber zurück, und leichen-

blaß in ein ebenfalls bleiches, abgespanntes Antlitz, das seine Augen so feindselig auf ihn gerichtet.

Werner stand vor ihm, kränklich noch und schwach, auf einen Stock gestützt; seine Gesichtshaut war die eines vom Krankenbette Erstandenen, seine Augen waren zurückgesunken und brannten unheimlich.

Niemand war in der Nähe, der sie hätte hören können; die kleinen Kaffeetische standen verlassen. Ehe Berthold, der einen aus dem Jenseits Zurückgekehrten vor sich zu sehen glaubte, im Stande war, sich zu fassen, fuhr Werner in ruhigerem, aber scharfem Tone fort: „Ich war mir voll bewußt, daß zwischen uns nur eine Waffenruhe sein konnte, glaubte aber, sie mit einem Ehrenmanne, nicht mit einem Wegelagerer geschlossen zu haben, der mich mit Mörderhand zu überfallen ehrlos genug sein kann; indeß ich verstehe Sie: was mich schwach und nachgiebig machte — Sie nannten es Feigheit — das gab Ihnen den Muth zu einem Akt, zu Ihrer Entschuldigung will ich sagen: der Verzweiflung . . .

„Ich bitte, mich anzuhören, denn ich werde

kurz sein!“ fuhr er fort, als Berthold sich empört und bleich vor Zorn erheben wollte. „Meine Worte sollen kurz sein, wie unsere That es sein wird! Ich habe empfinden müssen, was ich vorausgesehen, als ich mich Ihnen gegenüber zu einer unverzeihlichen Nachgiebigkeit bestimmen ließ: daß man nämlich mich für einen Schwächling, einen Feigling zu halten sich berechtigt glaubt. Ich suchte Sie deshalb; Sie hätten da oben nicht so schnell zu sein gebraucht, wenn Sie eine ehrliche Entscheidung zwischen uns wollten; ich aber habe jetzt Eile. Während ich seit Tagen hier auf Sie warte, sah ich Ihre Freunde, die mir, wo ich ihnen begegnete, die schuldige Achtung versagten, dort eintreten. Diese Herren sollen nicht von mir hören, daß ich es als meiner unwürdig erachte, noch eine ehrliche Kugel mit Ihnen zu wechseln, aber . . . Ehren Sie mein Schweigen!“ rief er, während der Zorn ihm das Blut in die Stirne trieb, als Berthold Miene machte, seine Hand gegen ihn auszustrecken. „Ich lasse begraben sein, was dort oben geschehen, Sie aber werden mir auf der Stelle in Gegenwart

Ihrer Freunde jede Genugthuung geben, die ich fordere, wenn ich Sie nicht öffentlich des Mordversuches anklagen soll! Sie sind ein glücklicher Spieler, so hörte ich, Sie werden alle Chancen für sich haben! . . . Ich bitte mir zu folgen!“

Werner setzte sich, ihm den Rücken wendend, an seinem Stock in Bewegung. Berthold stand noch einige Sekunden, im Kampfe mit sich selbst. Was er hatte hinnehmen müssen, um nicht durch einen Eklat die Bedienung aus dem Kaffeehause zu locken oder den an dem Schilderhause gegenüber stehenden Posten aufmerksam zu machen, das hatte ihn außer sich versetzt. Er hätte seinen Beleidiger erwürgen können; aber er fand noch rechtzeitig Gewalt über sich.

Mit von Blut unterlaufenen Augen schaute er ihm nach. Er mußte sehen, daß derselbe wirklich lebe, daß er es hatte sein können, der ihn mit den furchtbarsten Beleidigungen überhäuft! . . . Zähneknirschend that er einige heftige Schritte vor, aber die schon aufmerksam gewordene Schildwache zeigte ihm eine drohende Miene und so kämpfte er ge-

waltsam nieder, was ihm in Brust und Gehirn tobte. — Jetzt sah Berthold, wie sein Todfeind auf der Freitreppe, ohne zurückzuschauen, in das Haus trat. Er folgte gelassener; vor dem Eingang hielt er inne, um sich Fassung zu erringen. Mörder! hallte es in seinem Ohr.

Als er durch die Halle schritt, fühlte er sich ruhiger. Dieselbe war leer, nur einige Diener des Kasino schritten plaudernd auf und ab. Auch im ersten Saal nur vereinzelt Spieler oder Neugierige an den Tischen, denn die Stunde des Diners war ja gekommen. Er mußte ihm nach.

Umherschauend entdeckte er an einem der Fenster seine beiden Freunde und — seinen Gegner, der mit ihnen im Gespräch. Er stutzte, als er bemerkte, wie einer der ersteren diesem, als er ihn angehört, eine höfliche, aber feierlich ernste Verbeugung machte, dann vor sich in den Saal hinausschaute und als er seiner ansichtig wurde, mit eben so feierlicher Haltung, gefolgt von den Anderen, auf ihn zuschritt.

Einige Sekunden nur nahm in Anspruch, was ihm der Freund im Auftrage seines Gegners zu sagen

übernommen hatte. Berthold vernahm es mit eisiger Kälte und neigte dann zustimmend, fast verächtlich lächelnd das Haupt.

Von den Beiden begleitet, stolz aufgerichtet und entschlossen, schritt er auf den dem Fenster zunächst stehenden Spieltisch zu, an dessen eines, nur von wenigen Spielern umgebenes Ende auch Werner eben trat. Einer der Offiziere schritt um den Tisch und stellte sich neben diesen.

Sie standen sich Beide gegenüber, Berthold auf der einen, Werner auf der anderen Seite des grünen Tisches, ihnen zur Seite je einer der jungen Offiziere, Berthold mit grotesk aufgerichteter Haltung und kaltem Gesicht, Werner, auf den Stock gestützt, seinen Anblick vermeidend und ruhig zu dem Employé hinüberschauend, der eben wegen Mangel an Theilnahme um diese Stunde eine letzte Taille verkündete.

Kein Blick ward unter den vier jungen Männern gewechselt; nur die Mienen der beiden Zeugen verriethen einige Spannung.

„Faites le jeu!“ klang jetzt die Stimme über den Tisch und die wenigen Spieler machten ihre

Einsätze. Der Zeuge an Werners Seite zog unscheinbar sein Taschentuch und Berthold warf bei diesem Zeichen mit der Miene, als spende er ein Almosen, ein Goldstück vor sich auf Rouge.

Werner sah es und warf fast gleichzeitig ein anderes auf Noir. Kein Zug regte sich in den Gesichtern der Beiden; die Zeugen beobachteten äußerlich dieselbe Empfindungslosigkeit.

Die Karten fielen schnell hintereinander, eine neben die andere; die Stimme des Employé annoncirte und die umhersitzenden Croupiers hoben ihre Rateaux, um einzuziehen, oder griffen in die Kasse, um auszuzahlen.

Das Los war gefallen. Die beiden Zeugen blickten apathisch vor sich nieder. Berthold stand wie eine Säule regungslos.

Werner seinerseits verbeugte sich kalt und gemessen vor den beiden Offizieren, verließ den Tisch und schritt zum Salon hinaus.

„Binnen vierundzwanzig Stunden!“ murmelte Einer der letzteren nicht ohne innere Erschütterung vor sich hin, laut genug, damit Berthold es höre.

Das Antlitz des letzteren zeigte zwar einen leichten Wechsel, aber seine Haltung blieb dieselbe. Scheinbar kaltblütig zog er die Taschenuhr, dann reichte er den beiden Kameraden die Hand und verließ sie festen Schrittes.

Die Farbe, der er so viel zu danken, hatte ihn heute im Stiche gelassen, als er um Leben und Tod gespielt! . . .

Achtes Kapitel.

Aufrecht und mit einer Miene, die von innerer Abgeschlossenheit zeugte, bald in den blauen Aether starrend, als schaue er ins Jenseits, bald mit halb geschlossenen Augen vor sich am Boden suchend, schritt Berthold über den Platz in das nächste Hotel, begehrte ein Zimmer und warf hier sein Portefeuille auf den Tisch.

Dieser Reinburg lebte und hatte gewagt, ihn einen Mörder zu nennen! Einen Stümper nannte er sich selber, der ihn zu fehlen im Stande gewesen!...

Mit heftigen Schritten maß er das Zimmer, trat ans Fenster, wandte aber auch diesem den Rücken wieder, denn vor ihm erhob sich die Felsenwand der Turbie.

Das Schicksal hatte es anders gewollt als er. Dieser Reinburg hatte gesiegt! . . . Wohlan denn, er fühlte seitdem einen Ekel am Leben!

In vierundzwanzig Stunden, so war's bestimmt und so hatte er des Kameraden leise Stimme mahnen gehört, ehe das Los gefallen.

Auch früher noch konnte es geschehen! Er begehrte diese Galgenfrist nicht; es war feig, sie zu begehren. Aber ein Fluch quoll über seine Lippen, wenn er sich vorstellte, daß er diesen Todfeind hier zurücklassen mußte und im Vollgenuß seines Glückes!

Den Gedanken zu bekämpfen, kostete ihm Mühe; das trieb ihm das Blut immer wieder zur Stirn und die Hände vor derselben ballend, verfluchte er sich und sein Geschick. Endlich kehrte doch die Ruhe der Resignation in ihn ein; die Vorstellung, sein Ende sei da, zwang ihn zum Abschluß.

Er befahl Feder und Papier und setzte sich an den Tisch, um zu schreiben, denn er, der im Leben nichts als Schulden gehabt, er hatte die ironische Aufgabe, am Ende desselben über einen Besitz zu verfügen, von dem er selbst noch keine Wohlthat genossen.

Er schrieb an seine Eltern; in ruhigen, kalten Worten theilte er ihnen mit, er werde nicht mehr sein, wenn dies Schreiben in ihre Hände komme. Er habe sich wohl in den letzten Tagen mit dem Gedanken getragen, zu ihnen zurückzukehren, aber er schlage einen anderen Weg ein, den zur Ewigkeit. Man solle nicht forschen, warum; es müsse sein. Von den beigefügten hundert und fünfzigtausend Francs seien hunderttausend zur Erziehung seines jüngeren Bruders Kurt bestimmt, damit es diesem nicht ergehe wie ihm; der Rest sei zur Bezahlung seiner Schulden genügend.

Für seine Schwester hatte er keine Mittheilung; er dachte nicht an sie, wie er Jahre hindurch nicht an sie zu denken gewohnt gewesen. Er steckte den Brief zu sich und ging hinab, um zu diniren. Die Tafeln waren mit Gästen besetzt; es ging recht lebhaft an denselben zu. Berthold sah und hörte nichts davon; er wollte vom Leben keinen Eindruck mehr nehmen, weder einen guten, der ihn feige machen konnte, noch einen schlechten, dessen er nicht mehr bedurfte.

Mit Seelenruhe nahm er sein Mahl zu sich; nur dann und wann kam ihm der Gedanke, er sei wie ein Verurtheilter, dem man Alles reiche, was er begehre. In seinem Portefeuille trug er noch eine Summe von dreimalhundertfünfzigtausend Francs, die den Eltern zu schicken nicht in seiner Absicht lag.

„Der Teufel, der mich so lange geplagt,“ höhnte er, „hat sie mir gegeben, er mag sie wieder haben, so sind wir quitt, wenn . . . Bah! Mörder! Wer will mich einen solchen nennen! Sein Leben gehörte mir, ich verfehlte es, und jetzt gehört ihm das meinige! Ein Possenspiel, dies ganze Dasein! Ich hab's mir selbst verpfuscht durch diese wahnsinnige Leidenschaft, aber ich konnte nicht anders! Es kann Niemand anders handeln, als er muß! Es giebt so ein Muß!“

Berthold, wie er in der Ecke des Speisesaales allein an dem kleinen Tisch saß, trank eine Flasche Wein nach der anderen; er ward nicht trunken, denn sein Seelenzustand gab dies nicht zu. Aber sein Blut ward heißer und trieb ihm seltsame Blasen zum Gehirn.

Er hatte ja mit dem Satanas da drüben noch

zu rechnen, der ihm heute sein Blut abgewonnen, als er sein Leben auf Rouge gesetzt, weil er an Eva Westerströms und sein Glück auf dieser Farbe gedacht hatte. Der Teufel hatte mit ihm um sein Leben spielen wollen und ihm dafür den vom Tode auferstandenen Reinburg gesandt. Vielleicht war dieser Reinburg, der so blaß ausgesehen, so eine Friedhofs-Gestalt aus „Robert dem Teufel" gewesen, die wieder in ihre Gruft gesunken, nachdem sie ihn fest gemacht . . .

Wenn er auch so wiederkehrte, um sich Reinburgs schönes Weib zu holen! . . .

All dergleichen Hallucinationen gebar der Wein in seinem Gehirn, und dennoch war er nicht trunken. Er erhob sich kerzengerade, nachdem er seine Rechnung bezahlt und dem Garçon ein Goldstück als Trinkgeld hingeworfen, und schritt hinaus.

Auf dem Flur des Hotels begegnete ihm eine Gestalt, die ihn betroffen machte.

„Eva Westerström!" rief er in tollem Humor. „Du auch noch hier? Warum warst Du gerade heute nicht an meiner Seite! Ich hätte Dich brauchen können!"

Eva, in schlichter, dunkler Kleidung, prallte vor ihm zurück. Sein Gesicht, seine Augen machten ihr Angst; sein Anblick erinnerte sie daran, wie sie ihn zuletzt da oben gesehen. Sie erzitterte auch vor seiner Stimme, seinen Worten; aber sie blickte ihn doch noch mit dem Herzen an, das sich trotz Allem noch nicht ganz von ihm hatte wenden können . . . Und dennoch ängstigte sie sich vor ihm.

Auch sie war bleich und abgemagert; die kindliche Frische lag nicht mehr auf ihrem Gesicht; ihre blauen Augen waren verblaßt und dunkel umrandet; sie schaute so seelenlos, als sie ihn immer noch anstarrte; dann von der Erinnerung an seine That ergriffen, begann sie leise zu erzittern und lehnte sich gegen die Wand des Flurs.

Auch ihre Lippen wurden bleich; sie brachte kein Wort hervor.

„Was fürchtest Du Dich denn vor mir? That ich Dir etwas zu Leide?" rief Berthold, an sie herantretend und ihr die Hand auf die Schulter legend. „Ich mag wohl undankbar gegen Dich gewesen sein," setzte er in gutmüthigem Ton hinzu, „aber das kann

ja doch Jedem einmal passiren! Was treibst Du denn hier! Bist Du noch allein? Ich erinnere mich, Du sagtest mir . . . aber habe ich Dich denn so furchtbar beleidigt, daß Du mich so kalt anstarrst?"

Eva überwand allmälig ihr Grauen vor ihm. Wie sie ihn so sprachlos und lange angeschaut, kehrte in das gutmüthige Kinderherz die alte Neigung zurück. Er war zwar so seltsam aufgeregt, aber seine Augen hatten heute einen so eigenthümlichen Glanz, der sie fesselte. Sie mußte ihm immerfort in diese Augen sehen.

„Ich bin allein!" sprach sie endlich halblaut. „Ich habe oben im Hotel ein Stübchen genommen, um zu warten, ob die Mutter mir nicht schreibe. Ich war krank und lag da ganz verlassen; ich wollte es ja noch einmal versuchen, zu leben, aber . . ." Sie senkte traurig das Köpfchen.

„Aber Du hast Dir's anders überlegt!" lachte Berthold. „Hier in diesem Höllennest lebt man nur im Fegefeuer; Alles, was Du hier siehst, ist mehr oder minder Teufel; selbst anständige Leute müssen

es werden unter diesem Gesindel, wenn sie sich nicht davon machen, ehe sie hier angesengt werden!"

Er erfaßte ihre Hand und die war so kalt, so leblos; er betrachtete das gesenkte Antlitz und da kam ihm eine Idee.

„Eva," sagte er in fast tragischem Ton, „da Du Niemanden hier hast, laß uns den Abend zusammen verbringen." Er blickte durch das offene Hausthor hinaus auf den in blühenden Myrthen, Orangen und Heliotropen prangenden Garten, auf dessen Blüthen sich eben der Mondenschein legte. „Es ist so schön da draußen, daß man beinahe noch Lust am Leben bekommen möchte, wenn's eben noch lohnte. Laß uns hinaus! Hast Du Kummer, wirf ihn von Dir und fehlt es Dir an Geld, Du weißt, ich habe genug, Du selbst sorgtest dafür."

Zögernd und vor sich hin sinnend, stand sie noch immer da; ihre Gesichtsnerven zitterten. Die Unglückliche hatte eine Woche hindurch in geistiger und körperlicher Lähmung das Bett gehütet; kein Arzt hatte sich ihrer angenommen und sie hatte nicht nach ihm verlangt; keine Mutter hatte nach ihr gefragt

und auch sie hatte derselben nur in lichten Augenblicken noch gedacht.

Heute hatte sie am Morgen zum ersten Mal das Zimmer verlassen und heut Abend hatte sie, was sie in dem Hause schuldig geworden, auf den Tisch gelegt und wollte das Haus verlassen, um nicht wiederzukehren. Und jetzt führte ihr das Schicksal ihn wieder in ihren Weg!

Sie schüttelte den Kopf auf Bertholds Frage. „Ich begehre nichts!" sagte sie, verschüchtert zu ihm aufblickend. Geld hatte er ihr geboten! Sie liebte ihn noch und fürchtete sich vor ihm.

„Gut, so komm, unsere Stimmung paßt zu einander. Wir plaudern zusammen. Willst Du mich begleiten?"

Er nahm wider Willen ihren Arm und zog sie mit sich hinaus.

„Die Welt könnte doch so schön sein!" sprach er draußen im Garten, wie er absichtslos hinausschaute auf das wundervolle Abendbild, das sich vor ihm ausbreitete. „Aber hol' sie . . .!" Er zog das willenlose Mädchen mit sich und wie in einer An-

wandlung von neuer Lebenslust preßte er ihren Arm an sich, als er das zarte, selbst im Leiden schöne Mädchengesicht, vom Monde bestrahlt, anblickte.

Aber nicht das war es, was ihn elektrisirt, ein egoistischer Gedanke war's desselben wüsten Humors, der ihm an der Tafel all die Hallucinationen eingegeben. Er war ein zum Tode Verurtheilter und ein glücklicher Zufall hatte ihm die Möglichkeit gegeben, sich in seiner Weltverachtung die letzten Stunden zu erheitern.

Eva selbst hatte ihm angedeutet, daß sie wieder mit Selbstvernichtungsgedanken umgehe. Er hatte an ihr gethan, was er sich als Menschenpflicht anrechnete, hatte ihr gesagt: brauchst Du Geld, es steht Dir zur Verfügung! Und sie hatte den Kopf geschüttelt und selbst ihre Neigung für ihn, die sie ihm so rücksichtslos, so selbstlos gezeigt, schien sie heute nicht mehr an das Leben zu fesseln. Sie lehrte ihn erkennen, wie wenig Werth das Leben habe.

Indeß, er in seiner Stimmung war nicht mehr zu Erwägungen und Schlüssen fähig; er überlegte nicht, daß dieses Mädchen an jenem Abend, wo er

sie umarmt, an seine Liebe glaubend, wohl noch einmal in vollständiger Verlassenheit sich zu ihm hatte flüchten, bei ihm Hülfe hatte suchen können, daß aber nach erlittener so schwerer Demüthigung heute sein scheinbar so großmüthiges Anerbieten sie in der schon so wunden Seele schwer verletzen mußte. Ihm in seiner nach Loslösung von der Welt ringenden Verfassung erschien es auch nicht erklärlich, daß die Verlassene nur noch ein Traumleben führte, das keinerlei Wünsche oder Regungen hatte.

Er hatte ja auch keine Ahnung, daß Eva ihn da oben in den Bergen gesehen, wie er sich an einem fremden Leben vergriffen, daß sie sich ihm eben nur noch automatisch überließ.

Ihm erschien sie, als sie da im Mondenschein stand und sie willenlos an seinem Arm hing, wie einer jener Vermittelungsgeister zwischen Himmel und Erde, den ihm ein günstiger Zufall gesandt; er liebte sie nicht, was lag ihm also an ihr! Er haßte überhaupt die Frauen, seit er um dieser Einen willen zum Opfer eines Anderen geworden, und wie ihm jetzt der Gedanke an sie zurückkehrte, die er Jenem

als rechtmäßigen, nicht mehr streitbaren Besitz zurücklassen mußte; wie ihm all Das ins Gedächtniß zurückkehrte, was er Tolles, Wahnsinniges um ihretwillen getrieben, jagte ihm das Blut durch das Herz.

Eva erschrak, als er plötzlich in ein wildes Lachen ausbrach. „Diese Welt ist ein Irrenhaus, Eva!" rief er aus, daß es über den Platz schallte. „Und ich war einer der größten Narren darin!"

„Herr von Hollmayer!" Sie entzog ihm furchtsam den Arm und trat zurück. „Haben Sie wenigstens Achtung für eine Unglückliche und überlassen Sie mich mir selbst; ich fürchte mich vor Ihnen!"

„Sei nicht thöricht!" lachte er, sich ihrer Hand wieder bemächtigend. „Habe Nachsicht mit mir, denn es geht sehr wild in meinem Kopfe her. Du wenigstens liebtest mich, Du selbst sagtest es mir und ich danke Dir dafür, wenn ich auch nicht gut gegen Dich handelte. Verlaß mich nur jetzt noch nicht! Sieh, konnt' ich Dich nicht so wieder lieben, wie Du es wolltest und wie Du es verdientest, denn Du bist schöner als sie Alle — es war ja eine Andere, die mir das Herz schon toll gemacht, ehe ich Dich sah,

so toll, daß ich jetzt daran zu Grunde gehen muß! Habe Mitleid mit mir! Du sagtest mir kürzlich, Du seiest arm und verlassen, und ich hatte kein Ohr dafür. Willst Du jetzt annehmen, was ich besitze, ich danke es Dir ja, so nimm, so kehre damit in Deine Heimat zurück; Du bist noch so jung, fast noch ein Kind! Jeder Mann muß Dich lieben, wenn er nicht so krank in Herz und Hirn ist, wie ich es bin . . . Nimm Eva," bat er weich, ihr sein Portefeuille reichend, „denn nimmst Du es nicht, ich müßte es dem Satan da drüben wieder in den Rachen zurückwerfen; es brennt mir auf der Brust, seit ich es habe; es hat mir nicht gut gethan; ich habe auch nie mit Geld umzugehen gewußt, und das da, vielleicht jammern hungernde Kinder darum, deren Vater sich in Verzweiflung das Leben genommen; aber in Deiner Hand wird es wieder ehrlich werden! . . . Nimm, ich bitte Dich!" . . .

Bertholds Stimme klang so rührend; er empfand eine Anwandlung von Reue über sich, von Mitleid für das unglückliche Wesen, das so ängstlich vor ihm

stand. Sie aber wehrte ihm ab und wandte das Antlitz fort.

„Nimmermehr!“ rief sie mit Abscheu. „Ich bedarf des Geldes nicht mehr und ich habe Niemand auf der Welt, dem ich es geben könnte. Meine Heimat ist fern und sie ist mir keine solche mehr. Denn ich sah es zu spät ein, man hat mich nur hinausgeführt, um mich zu verderben, und Dasselbe wartet meiner dort, wenn ich wiederkehrte. Ich fühle auch, daß ich untauglich für die Welt, wie ich einmal bin, und . . .“

Sie senkte den Kopf, als wolle sie nicht weiter sprechen.

Berthold ergriff jetzt ihre beiden Hände.

„Auch Du also!“ rief er, in seine Exaltation zurückfallend. „So komm, Eva! Wir wollen dem Teufel das Geld zurückbringen! Du sollst mir helfen. es in seinen Schlund zurückzuschleudern, sollst sehen, wie gierig er es verschlingen wird! Komm, er erwartet uns sicher schon längst, denn er borgt ja immer nur und wird schon vergeblich nach uns Beiden ausgeschaut haben! . . . Und wenn das geschehen, Eva . . .“

Er senkte den Blick düster zu Boden. „Dann!“ murmelte er dumpf vor sich hin und in wilde Ekstase ausbrechend, hob er, ehe sie es hindern konnte, die schlanke Mädchengestalt in seine Arme, trug sie unter einen der Magnolienbäume und küßte sie. Und sie, wie von einer Betäubung erfaßt, ließ es anfangs ohne Widerstand geschehen; endlich aber erwachend, stemmte sie die Hände gegen seine Brust und stieß einen Angstlaut aus.

Berthold ließ sie auf den Boden gleiten und legte den Arm um ihren Nacken. „Erinnerst Du Dich denn jenes Abends nicht, da Du wie eine Fee, einen Goldregen ausstreuend, bei mir erschienst? Warst Du damals so besonnen wie jetzt, wo es doch nicht mehr lohnt, vernünftig zu sein? Damals wärest Du mein gewesen!“ lachte er. „Was nutzt es uns jetzt noch, vernünftig zu sein!“ Er wollte wieder ihre Hände ergreifen, um sie mit sich zu ziehen.

„Es ist Blut an diesen Händen!“ rief sie mit einem Schauder, und dann sich das Gesicht verhüllend, flüsterte sie halblaut: „O, ich habe Sie sehr geliebt, aber ich war thöricht wie immer!“

„Blut!“ rief Berthold. „Bah! . . . Aber wer sagt Dir . . .“ Er schaute plötzlich ernüchtert auf sie hin.

„Ich selbst sah Sie . . . dort oben, wo die Raubvögel horsten, die schrecklichen Thiere!“

„Du sahst es!“ Berthold ließ die Arme sinken und schaute zu Boden . . . „So warst Du es, die jenen Schrei ausstieß!“ fragte er barsch.

„O, nein, nicht ich! Er drang mir auch durch Mark und Bein! Jenes unglückliche junge Weib war's, das ihren Gatten blutend auf dem Felsen fand!“

Bertholds Kinn sank auf die Brust, ein Zittern erschütterte seine Glieder; seine Augen schlossen sich.

„Sie . . . Sie sah es!“ murmelte er vor sich hin. Ein Bewußtsein der tiefsten Scham drückte ihn nieder und ein anderes unwillkürliches Selbstgeständniß vereinigte sich mit diesem: er war also nicht ohne Zeugen gewesen! Was er sich selbst nicht hatte eingestehen wollen, Andere hatten es gesehen, daß er seinem Gegner nicht Zeit zur Wehr gelassen, daß er beim Anblick desselben den nur nach dem Adlerhorst Aufschauenden wohl angerufen, daß dieser aber von

der niedergehenden Sonne geblendet, kaum den Rufenden auf dem Felsen gegenüber gewahrt, als er schon getroffen zusammengesunken.

Sie war Zeugin seiner That gewesen! Er konnte also wohl sich selbst, aber nicht sie mehr täuschen! Ihm war's allerdings auch da oben gewesen, als höre er eine Stimme kreischen: Mörder! Aber sein Ohr hatte sich getäuscht, es hatte für ihn nur des Adlers Schrei sein können . . .

Sie, seine Gattin, also hatte ihn einen Mörder genannt, und so war ihm auch die letzte Illusion genommen, mit der er von ihr aus dem Leben hatte scheiden wollen — als Märtyrer seiner Liebe! Sie, um derentwillen er sein Leben zerstört, hatte ihm wenigstens ein freundliches Andenken bewahren sollen! Wenn sie hörte, daß er für sie oder um ihretwillen in den Tod gegangen, dann mochte, wenn er nicht mehr war, sein triumphirender Gegner ihn schmähen, ihn verleumden, er war ihr Kindheitsgespiele, sie hatte ihm in Deutschland, als sie ihn verließ, gesagt, sie werde seiner immer als eines Freundes gedenken,

sie konnte also nimmermehr Schlimmes von ihm glauben.

So umgab denn seinen Tod jetzt nichts mehr, was denselben hätte heiligen, was eine brutale That hätte beschönigen können, denn sie wußte Alles und mußte ihn verfluchen, sie, um die er vergeblich gerungen!

„Und das mußte das Letzte sein!“ rief er, die Hand vor die Stirn pressend. „Ich konnte ihn nicht offen und mit ihrem Wissen zum Kampfe fordern, denn sie hätte nimmer Dem gehören wollen, der ihn getödtet, und ich konnte doch nur über seine Leiche hinweg sie erringen! . . . Aber jetzt ist Alles gleichgültig! Alles!“ . . .

Er erhob das Haupt und sah Eva noch vor sich stehen, die er so ganz vergessen.

Was that sie noch bei ihm! Warum verließ nicht auch sie ihn, wenn er so schlecht war, wie er erscheinen mußte, da doch auch ihr seine That kein Geheimniß geblieben!

Die hell erleuchtete Uhr des Kasino zeigte auf neun. Bis zum Morgen mußte es geschehen sein, er wollte den nächsten Tag nicht mehr sehen, dessen

Ende ihm nicht mehr gehörte, wollte keine Frist haben, die man für Feigheit halten konnte. Seine Kameraden, das wußte er, verweilten hier, bis es geschehen. Auch Schliewen, wenn er hier war, mußte von ihnen schon gehört haben, Schliewen, der ihn so beneidet, der ihm damals in Deutschland so zugeredet, seinem Gegner doch eine vollgültige Revanche zu geben, aber schließlich zufrieden gewesen war, als sie nicht verlangt ward.

Er hätte Schliewen gern noch einmal gesehen, um ihm zu versichern, daß da oben in den Bergen Alles ehrlich zugegangen sei, für den Fall, daß man nach seinem Tode das Gegentheil erzähle, daß man sein Andenken zu verunglimpfen suche; aber man durfte ihn nicht anders mehr sehen, als sein Testament machend, und Schliewen sollte Zeuge einer letztwilligen Verfügung sein, er und die anderen Kameraden!

Und wie er jetzt auf das Mädchen blickte, zog es ihm wie Rührung ins Herz. Eva stand da, die gesenkten Hände gefaltet; das durch die Zweige der Magnolie auf sie fallende Mondenlicht zeigte sie ihm

so bleich, so vergeistigt, als fühle sie sich schon allem Erdenleiden entrückt; ihre blauen Augen hatten keinen Glanz mehr und wie sie so ins Leere vor sich hin schaute, waren sie so wasserhell, so wellenblau verschwimmend wie matte Saphire.

Zum ersten Mal, seit er empfand, daß Alles von ihm abgefallen, nur dieses Kind nicht, beschlich ihn eine wirklich sympathische Regung für das ihm unverständlich gebliebene Wesen; er fühlte sich gerührt bei ihrem Anblick, er wollte wenigstens eine Barmherzigkeit an ihr üben.

„Eva,“ sagte er, ihr die Hand auf die Schulter legend, die sie erzittern machte. „Du wolltest nicht annehmen, was ich Dir bot, aus Stolz, und ich begreife es. Du wirst es aber annehmen, wenn ich Dir die Wahrheit sage. Höre mich an!“

Er erfaßte ihre Hand und sie ließ ihm dieselbe, ohne aufzuschauen.

„Wenn dieser Tag zu Ende geht, wird auch mein armselig Leben abgelaufen sein; ich hab' es heute verwettet!“

Eva's Hand zuckte heftig in der seinigen; sie

schaute zu ihm auf mit wunderbar verklärten Augen.

„Du bist jung, Du bist schön,“ fuhr er fort. „Nimm, was ich Dir zu großem Theil danke, Dir hinterlasse; ich bitte Dich zum letzten Mal! Du kannst noch glücklich werden, wenn Du keine Sorge hast! Sag’ mir, willst Du?“

Eva ließ die Stirn sinken. Schwermuthsvoll schüttelte sie den Kopf; dann wieder blickte sie zu ihm auf, so hingebend, flehend.

„Laß mich mit Dir sterben!“ bat sie, die Stirn an seine Schulter legend. „Du tilgst mit Deinem Tode eine Schuld, ich errathe es, aber Gott wird sie Dir verzeihen, und ich . . . o, ich will ja auch nicht mehr leben, seit man schlecht an mir gehandelt. Laß mich mit Dir gehen!“ Sich kindlich an ihn schmiegend, flehten ihre Augen um Erhörung, seinen Spruch mit Bange erwartend.

„Du bist toll!“ rief Berthold unfreundlich, hart sie von sich schiebend. „Danke Gott, daß ich fort muß, denn auch ich hätte nicht gut an Dir ge-

handelt aus Haß, aus Rache gegen die . . . Andere, um die ich so elend geworden!"

Er blickte wieder zur Uhr hinüber, deren Zeiger so unerbittlich vorrückte, und entzog ihr die Hand, die sie so ängstlich umklammert.

„Laß mich gehen!" rief er, sie hastig von sich weisend . . . „Doch nein! Ich will nicht so von Dir scheiden!" Er sah, wie sie die Hände vor das Antlitz schlug, erfaßte diese und legte den Arm um sie. „Du warst lieb und gut gegen mich! Hier, nimm dies zum Abschied!" Er küßte sie auf die Stirn und ließ sie dann aus seinem Arm gleiten. „Lebewohl!" rief er mit einem letzten Blick auf sie. „Wenn die Sonne aufgeht, wirst Du vernünftiger sein und ich . . . ich werde es auch sein!"

Im nächsten Momente stand er auf dem Platz und schritt auf das Kasino zu. Eva stieß einen Angstlaut aus; entschlossen eilte sie ihm nach. Sie sah ihn vor sich, wie er an der Fontaine noch einmal inne hielt, die Hand an die Brusttasche legte und dann seinen Weg fortsetzte. Den Schleier tief über das Antlitz ziehend, folgte sie ihm.

Neuntes Kapitel.

Die Säle hatten sich bereits wieder gefüllt, als Berthold dieselben betrat — wohl der Einzige unter all den Anwesenden, der mit der Absicht kam, sie erst zu verlassen, wenn er Alles geopfert, bis auf einige Tausend Francs, die er der Welt für die letzten von ihr begehrten Rücksichten überlassen wollte.

Einen hätte er gern noch gesehen — Schliewen, der, wenn er hier war, von den beiden Kameraden schon gehört haben mußte; aber wie er zerstreut über alle die Köpfe hinschaute, vergaß er, ihn zu suchen, uud so geschah es, daß Schliewen, der selbst nicht am Spiel betheiligt, ihn zuerst erblickte, wie er, sein Portefeuille hervorziehend, ihm gegenüber einen leeren Platz in dem Kreise nahm, einen Stuhl ergriff und mit hohen Banknoten zu spielen begann.

Bertholds sonst so volles, gebräuntes Antlitz war fahl und blaß, seine Augen nahmen allmälig einen geisterhaften Ausdruck an und mit einem Hohnlachen warf er immer neue Banknoten auf die eine Farbe, die er mit eiserner Konsequenz pointirte.

„Hollmayer, darf ich Dich mit einem Worte belästigen?“ fragte Schliewen, der um den Tisch herumgegangen, ihm die Hand auf die Schulter legend.

„Unterbreche mich nicht!“ antwortete dieser halblaut, zu ihm mit den bleichen, abgespannten Zügen aufschauend. „Ich darf nur diese Farbe spielen! Du weißt doch schon? Es legt doch sonst Niemand Trauer um mich an!“

„Ich hörte!“ Schliewens Stimme verrieth ein leichtes Beben; Bertholds Hohn verletzte ihn. Was er gehört und jetzt sah, versetzte ihn in nervöse Verfassung. Sein Ton klang auch so hohl und feierlich. Er begriff Bertholds Absicht anfangs nicht. Die Kameraden hatten ihm am Nachmittage den Tisch gezeigt, an welchem das Los gefallen, und Berthold saß gerade an demselben!

„Vergiß nicht, daß ich Dich zum Souper für heut Abend im Hotel des Bains einlade!“ fuhr Berthold fort, nachdem er wiederum einige hohe Banknoten auf Schwarz geworfen. „Suche die Kameraden, ich lade auch sie ein! Was ich hier noch zu thun habe, wird bald geschehen sein.“

Schliewen trat schweigend zurück. Bertholds Treiben erschien ihm lästerlich.

„Zum Souper!“ wiederholte er sich mit gesenktem Haupte. „Die Sache hat eine verdammt schlimme Wendung genommen!“

Er sah nicht die verschleierte Frauengestalt, die mit gefalteten Händen in einem der Sessel hockte und unverwandt zu dem Tische hinüberblickte, den er eben verlassen.

Auch die beiden Kameraden traten eben in den Saal. Mit bekümmerter Miene ging er ihnen entgegen. „Hollmayer sitzt dort und spielt!“ rief er ihnen leise zu, auf den Tisch deutend. „Es scheint, als wollte er mit warmer Hand der Bank zurückgeben, was er gewonnen, denn er spielt konsequent

eine Farbe und verliert ebenso konsequent in großen Summen.“

Die Gemüthsverfassung auch der beiden jungen Männer schien bereits bei ihrem Eintreten eine sehr gedrückte. Sie waren jedenfalls nicht gekommen, um sich am Spiel zu betheiligen; vielleicht suchten sie Berthold. Das Verweilen in Monte Carlo weist ja jeden Fremden eben auf diese Räume an. Schweigend blickten sie hinüber. Schliewen gab ihnen ein Zeichen und ging ihnen voran. Einzeln schritten sie hinter den Köpfen der Spielenden um den Tisch herum, nur einen kurzen Blick auf Berthold werfend.

Dieser saß da, die Schläfe in die eine Hand gelehnt, die andere auf dem vor ihm liegenden Gelde. Todesbleich, mit starrem Auge verfolgte er den Gang des Spieles; keine Wimper zuckte in seinem Gesicht. Selbst seine Hand schien blutlos, wie sie die Banknoten vor ihm auf das Feld warf. Auch die Blicke der Umstehenden waren schon auf sein unbegreifliches Thun gerichtet.

„Er hat uns zum Souper geladen!“ sagte Schliewen, sie bei Seite führend. „Wir dürfen es

nicht ablehnen, wie trostlos auch diese letzte Pflicht sein mag. Ihn da drüben zu stören, hat keinen Zweck mehr .... Habt Ihr Reinburg wieder gesehen?"

„Nein!" Wir hörten nur, er wohne in dem Hotel, in dem wir abgestiegen. Man hat ihn als einen auf der Jagd Verunglückten dort hingebracht, was ihn zu einem Waffengange unfähig gemacht. Wir haben ihm doch Unrecht gethan; sein Verhalten heute war tadellos."

Schweigend standen die Drei seitwärts im Salon, zuweilen einen scheuen Blick nach dem Tische werfend, und so verging ihnen wohl eine halbe Stunde, bis Berthold plötzlich und hastig, das Antlitz zerfahren in den Salon wandte und die Hände zur Stirn hebend, dastand.

Er war furchtbar bleich; erschreckend blickten ihn die Kameraden an. Schliewen verließ sie und trat zu ihm; die Andern folgten zaudernd in kurzer Entfernung.

„Ah! Ihr seid's!" Bertholds Miene war die eines Mannes, der sich eben eine schwere Last von

den Schultern gewälzt. Er athmete auf, versuchte dann zu lächeln und schüttelte Schliewen die Hand.

„Ich erwartete Euch!“ rief er den Andern zu. „Ehe wir uns trennen, wollen wir noch eine trauliche Stunde zusammen verleben!“

Er legte Schliewen die Hand auf die Schulter, zog ihn mit sich zum Ausgang und übergab ihm dort mit wenigen Worten das Schreiben an seinen Vater. Die Anderen folgten langsam und schweigend.

„Mir ist, als gehe ich in einem Leichenzuge,“ flüsterte der Eine. „Aber wir dürfen ihn nicht verlassen.“

Vor der Thür draußen winkte Berthold einem der Fiaker und lud seine Gäste mit ruhiger Miene in denselben.

Keiner sprach, während sie die Condamine hinabfuhren, und keiner von ihnen hatte auch die verschleierte Gestalt beachtet, die ihnen auf dem Platz nachgeschlichen.

Im Hotel begehrte Berthold, hier bekannt, ein Souper à part, das jeden Abend in einem der kleineren unteren Salons bereit, und führte seine

Gäste in denselben. „Ich bitte Euch um möglichst gute Laune!“ rief er, sich mit ihnen zur Tafel setzend; und in der That, er ging ihnen mit gutem Beispiel voran. Er plauderte ganz so, wie sie ihn früher gekannt. Den feinsten Weinen folgte der Champagner und seine Laune ward eine übermüthige. Keiner aber hatte Appetit und dennoch thaten sie wie dankbare Gäste, während der bedienende Kellner, der Ordre gehorchend, das ausgesuchteste Menu auftrug.

Aber sie tranken und Schliewen leerte oft mit dem Durst der Verzweiflung sein Glas in einem Zuge.

„Das Henkersmahl!“ seufzte er mit kaltem Schweiß auf der Stirn vor sich hin.

Unheimlich ward inzwischen der Mechanismus der Pendule auf dem Kamin. Unerbittlich that sie ihre Schläge, die den Gästen gleichsam auf das Herz hämmerten. Endlich schlug sie elf und dann noch eine halbe Stunde.

Die Kameraden wagten nicht einander anzuschauen aus Furcht, ihre gegenseitige Blässe zu entdecken.

Berthold allein hatte seinen Gleichmuth nicht verloren, er blieb Herr seiner Gedanken, seiner Worte. Schliewen dachte bei sich, es sei ihm im dichtesten Kugelregen nicht so zu Muthe gewesen wie eben jetzt, und die beiden Kameraden begannen gesprächiger zu werden, nur um das immer schauerlicher und wie sie meinten, lauter werdende Ticken der Uhr nicht zu hören.

Berthold erhob sich endlich, um die auf die Terrasse führende Thür zu öffnen, als wolle er die frische Seeluft hereinlassen. An derselben aber erbebte er, seine Hand umklammerte den Riegel, denn er erkannte Eva's Gestalt, die auf der Terrasse an ihm vorüberschwebte. Erschüttert trat er in der Thür zurück.

Nur Schliewen hatte das jetzt schleierlose, geisterbleiche Mädchengesicht bemerkt und erkannt. Auch er erblaßte.

„Die Goldfee!“ murmelte er. „Sie erscheint ihm in der letzten Stunde! Ich wollt', es wäre vorbei!“

Er wechselte, während Berthold noch regungs-

los in der Thür stand, einen Blick mit den Kameraden und alle Drei erhoben sich gleichzeitig.

„Du erlaubst . . . Habe Dank, Hollmayer!“ sagte Schliewen, seine Stimme beherrschend, Berthold zum Abschied die Hand reichend . . . „Habe Dank und . . .“

Er wandte sich schnell, ohne ihm ins Antlitz zu blicken. Schweigend, ohne Beben nahm Berthold die dargebotene Hand; er nahm auch die der Anderen, die keines Wortes fähig und mit feuchtkalten Händen die seinige zum ewigen Abschied drückten. Wenige Sekunden später stand er allein, das blutleere Antlitz zur Terrasse gewendet, als erwarte er noch einmal die Erscheinung. Dann trat er entschlossen an den Tisch, füllte sich ein Wasserglas bis zum Rande mit Champagner, leerte es und warf das Glas über die Terrasse hinweg in das Meer.

„Lebewohl, schnöde Welt! Wir verstanden einander nicht!“ ächzte er, unter dem Vorhang der Thür stehend, das Antlitz noch zum Meer gewendet. Eine leichte, durch das Taschentuch gedämpfte Detonation und lautlos sank er zusammen . . .

Die Lichte brannten fort über der Tafel, von deren kostbaren Früchten Niemand genossen, die Wellen rauschten an die Steinblöcke der Terrasse und von drüben drang das Tosen der an den Felsen von Monaco schlagenden Brandung.

Ein Schatten erschien jetzt in der Thür. Eva's geisterbleiches Gesicht beugte sich über den Unglücklichen und schaute in die verglasten Augen des Todten, den sie so sehr geliebt.

„Lebewohl!“ flüsterte auch sie, neben ihm knieend, einen Kuß auf seine Stirn pressend und ihm die erkalteten Lider zudrückend.

Lautlos erhob sie sich und schwankte auf die Terrasse zurück . . .

* * *

Auf demselben Stein, auf welchem sie um Sonnenaufgang, ihn vergeblich erwartend, ihre Lieder gesungen, saß Eva Westerström um Mitternacht, die Hände zwischen den Knieen, das bleiche, abgehärmte Antlitz dem Monde zugewendet. Aber sie sang nicht

wie damals; ihre Augen waren ohne Glanz, ihre Lippen farblos und geschlossen.

Alles war still und todt um sie her, nur die Wellen kamen und verschwanden zu ihren Füßen und Millionen glitzernder Perlen über und um sich schleudernd, tobte die Brandung an den schwarzen Felsenwällen der Stadt.

So saß sie lange, lange, ohne Regung, einer Statue gleich, bis ihre Hände sich endlich zwischen ihren Knieen lösten, um das Hütchen vom Scheitel zu nehmen.

Das blonde, im Mondenschein leuchtende Haar überfluthete ihre Schultern, ihren Nacken, das Antlitz beschattend, das sich so abgehärmt.

Müde erhob sie sich endlich, starrte um sich wie aus einem Traum erwachend, und zu sich selbst kommend, ihres düstern Vorhabens eingedenk, wandte sie sich schnell, als dürfe sie nicht zögern, in den Schatten des Felsens, erklomm die sich hart am Rande desselben windende, in tropischer Vegetation prangende Promenade St. Martin und schwang sich auf die Steinblöcke des Festungswalles.

Und hier stand sie, mit verklärtem Antlitz vor sich hinab auf die Wellen schauend, die sich an dem Felsen brachen. Hier lauschte sie auf die wunderbaren Melodien des Wassers, und hier kehrte ihr Lied wieder auf ihre Lippen zurück.

„O laßt mich leben nur kurze Zeit!" sang sie mit leiser, bebender Stimme und leiser noch, in der Wellenmusik vertönend, sang sie auch die zweite Strophe, dann glitt sie tonlos hinab. Die Wasser schlugen über ihr zusammen und die unglückliche, schwärmerische Kinderseele hatte ausgerungen.

Das Meer trieb seine Wogen die ganze helle Nacht hindurch gegen die Steinwälle des alten Grimaldi'schen Raubnestes, aber erst am nächsten Mittag hoben die Fischer die arme, verlorene Eva von einer Sandbank. Sie meinten, sie hätten die zum Himmel aufgeschlagenen blauen Augen schon öfter am Strande gesehen.

Zehntes Kapitel.

In einer Gemüthsverfassung, so ruhig, wie er sie seit seiner Vermählung nicht mehr gefühlt, war Werner, als das Los entschieden, in seine Wohnung zurückgekehrt. Hoch aufathmend warf er sich in einen Sessel, lehnte das Haupt zurück und blickte zur Decke.

Meta, die ihn während der letzten zwei Tage, seit er das Lager verlassen durfte, sehr erregt und zerstreut gesehen und ihn vergeblich beschworen, sich zu schonen, wenn es ihn vorzeitig hinaus trieb, sie trat zu ihm, streichelte ihm die Stirn, schaute ihm in die Augen und lächelte, denn diese begegneten ihr heute so klar, so zufrieden.

„Es ist etwas geschehen, was Dich befriedigt?“ fragte sie, sich über ihn beugend. „Sag' mir, was es ist! Du darfst mir nichts verschweigen!“

Werner schüttelte trübe lächelnd das Haupt. Wie zufrieden er auch in der That schien, lag doch Schwermuth in seinen Zügen.

„Wir wollen in den nächsten Tagen, schon morgen, wenn Du willst, den Heimweg antreten," sagte er, ihre Hände küssend. „Ich bin auch bereit, mit Dir vorläufig auf das Gut meines Vaters zu gehen, der Dich zu sehen wünscht. Du sollst überhaupt bestimmen; ich folge Dir, wohin es Dich auch ziehen mag."

„Also Du willst mir heute nicht gestehen, was vorgefallen? Und irgend etwas muß es doch sein!"

„Morgen sollst Du hören! Quäle mich heute nicht! Sei mit mir zufrieden und laß mich ruhen. Ich bedarf der Ruhe; ich möchte einen recht langen Schlaf thun; meine wunden Nerven bedürfen eines Ausgleichs! Du hast Recht, ich hätte mich während der letzten Tage mehr schonen sollen."

Werner zog sich in sein Zimmer zurück. Hier unbeobachtet, stand er lange, über das Geschehene sinnend. Ja, er war zufrieden mit sich, zufrieden mit dem Schicksal. Die Centnerlast, die ihn so lange

gedrückt, war von ihm gewichen, die Welt gehörte ihm wieder, er gehörte ihr; zum ersten Male fühlte er sich im Vollbesitz des Glückes, das er errungen zu haben geglaubt! Es gab Keinen mehr, der ihm diesen Besitz streitig zu machen wagte, Keinen, vor dem er als Fahnenflüchtiger der Ehre zu erröthen brauchte.

„Ich will ausruhen nach so langem Kampf mit zwei Pflichten, die an mir zerrten, mir die Seele zerrissen! Meine Ehre gehört wieder mir, voll und ganz, unbestritten, unbespöttelt! Die Mienen seiner Kameraden zeigten mir heute verständlich genug, was sie empfanden, und ihre Bereitwilligkeit sagte mir, wie unerläßlich ihnen mein Begehren erscheine!"

Werner warf sich schon im Zwielicht auf sein Lager. Meta wagte nicht, seinen Schlummer zu stören. Es konnte ja nur Gutes sein, was ihn zu diesem Frieden mit sich selbst gestimmt. Sie beschwichtigte auch der Mutter Neugier, die ja nie hatte erfahren dürfen, was ihr und des Gatten Herz bekümmerte.

Am nächsten Morgen saßen beide, Werner und Meta in der Heliotropenlaube des Gartens, beim ersten Frühstück. Werners Aussehen war nach den überstandenen Leiden ein verhältnißmäßig blühendes; aus seinen Augen strahlte wieder die volle Lebenslust, seine Wangen hatten wieder ihre Frische, und wie er da, ganz wie damals unter dem Eukalyptus, neben ihr lehnte, strich wohl zuweilen ein leichter Schatten über seine Stirn, wenn er dachte, was seit gestern geschehen war, oder noch geschehen mußte, bis die am Himmel aufsteigende Sonne sich wieder neigte; aber der Stempel der Zufriedenheit lag doch auf dieser Stirn.

„Du bist mir noch immer unverständlich, Werner!“ begann Meta, als sie ihm den Thee servirt. „Es ist etwas geschehen, das auch mich angeht! Deine Miene zeigt mir auch heute, daß es nichts Schlimmes sein kann, aber Du quälst meine gerechte Neugier; Du gefällst Dir darin, den Geheimnißvollen zu spielen. Sag' mir aufrichtig!“ Sie legte den Arm um seinen Nacken. „Was gab Dir den Gedanken ein, so bald nach Hause zu reisen,

während das milde Klima hier doch Deiner Genesung so vortheilhaft!“

Werner lächelte. „Mir ist jetzt jedes Klima willkommen! Ich ginge mit Dir, wenn Du es wünschest, an den Nordpol, in die Wüste Afrikas, mir Alles gleich! . . . Aber beruhige Dich nur wenige Minuten noch!“ setzte er in tiefem Ernst hinzu, die Farbe wechselnd, während er vor sich auf den Eingang des Gartens schaute. „Laß mich allein mit dem Herrn, der da eben kommt!“ bat er, ihre Hand drückend und sich erhebend.

„Werner!“ rief sie erschreckend und zusammenfahrend, als sie den Lieutenant von Schliewen erkannte, der mit hoch feierlicher Miene den Steig heraufschritt. „Ich lasse Dich nicht allein! Eine entsetzliche Ahnung! . . . Nimmermehr! Ich will hören, ich dulde es nicht! Ich bin Dein Weib, Dein Leben gehört mir, nur mir!“

Sie hatte seinen Arm umklammert und blickte jetzt mit todtenbleicher Miene auf Schliewen, der wenige Schritte entfernt stehen geblieben und mit

dem Hut in der Hand respektvoll mit derselben Feierlichkeit sich vor ihr verbeugte.

Schliewens Miene verrieth Meta, daß er Anstand nehme, in ihrer Gegenwart sein sie so bestürzendes Erscheinen zu motiviren. In militärischer Haltung blickte er auf Werner, als erwarte er, daß dieser sein Zögern verstehen werde.

Werner wollte ihm trotz des Widerstandes seiner Gattin entgegengehen; sie aber trat zwischen ihn und Schliewen.

„Herr Lieutenant,“ rief sie entschlossen und mit drohender Miene, „was Sie auch hierher führen mag, ich will hören, was Sie meinem Gatten zu sagen gekommen! Ich weiche nicht von der Stelle, werde nicht von seiner Seite weichen und meine eigene Brust Demjenigen bieten, der es wagt, sein Leben gefährden zu wollen! . . . Ich errathe Alles! Ich war es, die ihm damals das Gelübde abforderte, sich mit den Erklärungen zu begnügen, die zu geben Herr von Hollmayer mir versprochen; ich weiß und habe es mit fühlen müssen, daß man vorurtheilsvoll genug gewesen, ihm dies als eine ungesühnte Schä-

digung seiner Ehre anzurechnen, aber ich schwöre Ihnen und Ihren Freunden: dieses elende verächtliche Vorurtheil, das mir schon den einzigen Bruder geraubt, soll mir nicht auch den Gatten noch rauben!"

Schliewen stutzte vor der Entschlossenheit der jungen Frau, aber er bewunderte sie und dieser Bewunderung gab er Ausdruck, indem er sich verbeugend die Hand auf das Herz legte. Innerlich bekannte er sich, daß Reinburg allerdings damals vor eine schwere Wahl gestellt gewesen sein mußte.

Werner stand schweigend, aber ruhig neben seiner Gattin; auch diese Rechtfertigung mußte ihm willkommen sein Angesichts des jungen Mannes, der ihn wie die Andern rücksichtslos verurtheilt haben mochte.

Schliewen ließ einige Sekunden vergehen. Sich aufrichtend, begegnete er Meta's flammenden Augen mit der Ruhe der Unschuld.

„Meine Gnädigste," begann er endlich, „Sie mißdeuten meine Absicht! Seien Sie überzeugt, daß der Weg hierher, den ich im Auftrage meiner heute bereits abgereisten Kameraden übernommen, für mich

ein schwerer und trauriger, aber was Sie fürchten, ist bereits geschehen. Herr von Reinburg möge entscheiden, ob ich meine Mission in Ihrer Gegenwart erfüllen darf."

Werner ergriff Meta's Hand und preßte sie beschwichtigend; er überlegte noch einen flüchtigen Augenblick.

„Sprechen Sie, Herr von Schliewen!" bat er mit fester, ausdrucksvoller Stimme.

„Ich selbst glaube, daß dies nur zu Ihrer Beruhigung dienen kann, gnädigste Frau! . . . Was Herrn von Reinburg bewog, gestern meinen beiden Kameraden zu erklären, er könne Herrn von Hollmayer einer Kugel nicht mehr würdigen, weiß ich nicht, es mag ein Geheimniß bleiben, seit Ihr Herr Gemahl ihn durch die Herren aufforderte, das Los entscheiden zu lassen und dies schweigend angenommen wurde. Diese Entscheidung fiel gegen Herrn von Hollmayer; ich habe den Auftrag, zu melden, daß er um Mitternacht ihr pünktlich genügt hat, und hiermit ist mein Auftrag erfüllt. Es bleibt mir nur übrig, Herrn von Reinburg die Hand zu drücken und ihm

zugleich im Auftrage der Kameraden unsere Anerkennung auszusprechen.“

„Ihre Anerkennung!“ Meta deckte die Hand über die Augen und wandte sich ab, während Reinburg Schliewen die seinige reichte. Sie stand noch da in tiefster Erschütterung, als der letztere nach einer ernsten Verbeugung sich entfernte, dann den Gatten verlassend, wankte sie in ihr Zimmer.

„Großer Gott, Werner, konnte es dennoch nicht enden, ohne diesen Jammer über eine arme Familie zu bringen!“ empfing sie ihn, als er sie hier suchte, mit bitterem Vorwurf.

Werner hörte sie mit der größten Ruhe an.

„Nein, es konnte nicht anders enden!“ Er suchte ihre Hand; sie entzog ihm dieselbe. „Du selbst solltest empfunden haben,“ fuhr er in demselben Ton und nicht ohne Bitterkeit fort, „was ich gelitten um eines Elenden willen, der meine Ehre zu untergraben suchte, mich verfolgte mit einer an Wahnsinn grenzenden Hartnäckigkeit! Erinnerst Du Dich nicht, wie er es schon als feige Flucht erklärte, als Dein Wille und meine Pflicht mich an das Krankenbett

meines Vaters fesselten? Diese jungen Männer, seine früheren Kameraden, handelten in einem unveräußerlichen esprit de corps unter seinem Einfluß gegen mich; aber sie waren gestern in ebenso unveräußerlichem, soldatischem Takt bereit, schweigend durch die That zu gestehen, daß sie mir Unrecht gethan, indem sie meinem Begehren unparteiisch willfahrteten! Dieser Eine, der uns soeben verließ, stand ihm nahe als Freund; Du sahest, daß auch er mit gleicher Unparteilichkeit sich dieser letzten mir schuldigen Pflicht unterzog. Und Du, mein Weib, machst mir den Vorwurf, ich habe Elend über eine Familie gebracht? Glaubst Du, ich hätte es wagen dürfen, aus meines Vaters Hofe, zu dem es mich zieht, nur hundert Schritte zu thun, ohne den Offizieren der nahen Garnison zu begegnen und mir von ihnen wie einem Ehrlosen den Rücken wenden zu lassen? Begreifst Du nach dem, was uns schon widerfahren, nicht, daß der Schatten, der auf meiner Ehre haftet, auch Dir die Sonne Deines Lebens verdunkelt haben würde? Wärest Du für immer bereit gewesen, ohne heimliche Klage — frag' Dich selbst — ohne Bitterkeit

als meine Gattin Deinen Antheil an dieser Minderachtung zu tragen? Ja, wenn dies Alles Dich noch nicht überzeugen kann, sollte mich und auch Dich die Schmach treffen, daß man sich weigere, mich als Offizier der Reserve im Regimente zu dulden? . . . Diese Welt ist einmal nicht anders, ihre ungeschriebenen Satzungen sind fast unverletzbarer als die geschriebenen, weil Dem, der sie nicht geachtet, kein Sachwalt schützend zur Seite steht! Ich preise Gott, der Alles so gefügt, und empfinde gern mit Denen, die den Tod eines Sohnes beklagen, von Dir als meiner Gattin aber erwarte ich, daß Du mit mir der Vorsehung für eine Fügung dankest, in der ich ihre Hand erblicke!"

„Meta!" fuhr er nach einer Pause weiter fort, als er sie so trauernd dastehen sah. „Du rechnetest es Deiner Freundin nicht an, daß ihr Bruder mich um Deinetwillen anfeindete, Du bewahrtest ihr dieselben Gefühle, als er mich mit Mörderhand überfiel, und auch ich war nicht so thöricht, sie dafür verantwortlich zu machen. Trage ich in Deinen Augen die Schuld an dem, was über diese Freundin

und die Ihrigen kommen mußte als unausbleibliche Folge seines Hasses und seines Thuns? Erkennst Du denn nicht, daß ich Dir mein gegebenes Wort gehalten, daß ich diesem Wahnwitzigen trotz all der Unbill, die er auf mich gehäuft, kein Haar gekrümmt, daß ich es dem Himmel überließ, zwischen uns Beiden zu entscheiden! Ohne ein Lebewohl hätte ich von Dir gehen müssen, wenn mich das Los traf, und Du klagst, daß es ihn getroffen?"

Er hatte ihre Hand erfaßt und den Arm um ihren Leib gelegt; bei seinen letzten Worten schrie sie auf, ihn mit beiden Armen umklammernd und an sich pressend.

„Werner, erdrücke mich nicht mit Deinen Vorwürfen! Ich verdiente sie schon, ich fühle es, als ich meinem Herzen folgte, das über Dich gebieten zu können meinte, aber ich verdiene sie nicht mehr . . . nein, nicht mehr!"

Sie legte das Antlitz weinend an seine Schulter.

„Du sollst mir meinen Unverstand vergeben, wenn denn als solcher gelten soll, was ich gethan! Was galten mir Eure Gesetze; ich haßte sie seit meines

armen Egon traurigem Schicksal; ich hatte mir geschworen, Denjenigen zu fliehen, der im Stande, sich und die Seinigen ihnen zu opfern! . . . Und gerade Du mußtest es sein, gerade Dich mußte es treffen! . . . O, wie ich gelitten habe! Mir könnte noch jetzt das Herz brechen bei dem Gedanken, daß Du . . . daß man Dich mir sterbend in die Arme gelegt hätte! War's denn nicht schon genug mit der schrecklichen Scene da oben in den Bergen? Mußt' es noch einmal geschehen? . . . Aber verzeih, Werner, Du bist mir ja erhalten, bist ja jetzt mein! Es ist Niemand mehr, der Dir um meinetwillen Böses will, und der Vorwurf ist von mir genommen, daß Du durch mich hast leiden müssen! . . . Es ist hart, es ist ein schweres, trauriges Verhängniß für uns arme Frauen, daß wir leiden müssen, wenn Ihr bluten zu müssen glaubt für ein Nichts, unbekümmert um das Schicksal Derer, die um Euren Tod jammern, deren Schützer und Ernährer Ihr doch seid! Ich wähnte deshalb, Dich schützen zu können, aber dazu bedurfte es einer höheren Macht und ich preise sie mit Dir! . . . Ein Grab mußte gegraben werden, so wollte es das

Ungeheuer, das Ihr Ehre nennt," schloß sie, das Antlitz fester an seine Brust schmiegend. „O wär's das letzte und versenkte man mit ihm dieses unselige Vorurtheil, das uns so viel Tage des Glücks gekostet!"

Die Mutter trat eben mit einem Brief ein, erstaunt blickte sie auf die Beiden.

„Ja, aber was habt Ihr denn?" fragte sie, als Meta sich ihr mit Freudenthränen an die Brust warf. „Und wer war denn der Herr, den ich vorhin fortgehen sah? Mich dünkt, er begegnete uns früher schon."

Meta bedurfte der Sammlung, ehe sie das Wort zu finden vermochte. Sie richtete sich auf, fuhr mit dem Taschentuch über die Stirn und wandte fragend das Antlitz dem Gatten zu.

„Eine betrübende Nachricht!" sagte sie endlich, da Werner schwieg. „Berthold Hollmayer hat seinem Leben ein Ende gemacht."

„Ein Ende! . . . Er selbst also?" Frau von Schrader schien erschüttert. „Ich bedaure seine armen Eltern, aber . . . Gott verzeih's mir, er konnte nicht

besser an sich selber handeln! ... Mir ist leichter!" setzte sie aufathmend für sich hinzu. Und den Brief hebend, las sie das dicht beschriebene Couvert. „Von Henrike!" sagte sie. „Der Brief hat Dich schon an der ganzen Riviera gesucht."

„Die Aermste! Sie weiß noch nicht!" Meta öffnete den Brief. „Sie ist mit der Fürstin in Hyères und ladet uns ein, sie zu besuchen."

„Hm! Wenn wir über Marseille nach Hause reisen," bemerkte Frau von Schrader, „so könnten wir Henriken dort gleich Adieu sagen. Ihr habt Euch doch nicht anders besonnen?"

„Wenn Werners Gesundheitszustand es duldet!"

„Wir reisen morgen!" rief dieser erfreut. „Ich gestehe, mich fesselt hier nichts, namentlich gerade hier nicht, wo ich doch so unfreiwillig bin! Ich fühle mich stark und wohl, also vorwärts denn!"

„Gott sei Dank, daß ich wieder nach Hause komme!" seufzte Frau von Schrader, die sich längst nach ihrer häuslichen Ruhe sehnte.

Elftes Kapitel.

Arm in Arm schritten wenige Tage später die beiden Freundinnen über den herrlichen Palmenplatz von Hyères; Werner, die Fürstin und Frau von Schrader folgten ihnen plaudernd in einiger Entfernung.

Es wollte Abend werden, die Sonne badete sich bereits in den blauen Wellen. Um den Obelisk spielten die Kinder, auf den Bänken saßen, die frische Luft des Meeres und der Blumen athmend, die Saison-Gäste dieses Kurorts und in der Mitte des Platzes sang ein blinder Bettler sein melancholisches „Santa Lucia".

Meta hatte schon am Morgen ihrer Freundin die Trauerbotschaft überbracht.

„Es ist ein Gram mehr!" hatte Henrike geantwortet. „Aber ein großer Schmerz läßt in der Seele

keinen Raum mehr für ein neues Leid. Ich habe abgeschlossen und was das Schicksal mir noch ferner bescheidet, wird mich ruhig finden. Mein Bruder und ich, wir haben uns nicht wieder verstanden nach unsrer langen Trennung."

„Und wie stehst Du mit diesem Herrn Einbeck, den ich heute Morgen bei der Fürstin sah?"

„Er erinnert mich zuweilen an Berthold in der Zähigkeit, mit der er mir den Hof macht und sich mit Hoffnungen trägt, die sich nie erfüllen können. Mich beschleicht immer eine gewisse Furcht, wenigstens ein Unbehagen in seiner Gegenwart; ich lasse es ihn empfinden, aber er steckt sich dann hinter die Fürstin und es scheint ihm auch gelungen, ihre Gutmüthigkeit seinen Plänen einigermaßen geneigt zu machen. Aber es ist nutzlos! Ich höre ihm wohl mit Interesse zu, wenn er so unterhaltend plaudert, aber mich weht es immer so eisig an, sobald er in meine Nähe kommt. Er ist mir unheimlich wie Einer, der zu Schlechtem fähig, aber die Fürstin ist nachsichtig gegen Jeden, der sie zu zerstreuen versteht."

„Du hast Nachrichten von Deinen Eltern?"

„Sie sind sehr karg damit! Es liegt wie ein Fluch über unserer Familie. Mich tröstet der Gedanke, daß mein Vater wenigstens von seiner Schuldenlast befreit sein wird, denn Berthold dürfte doch hierfür wenigstens gesorgt haben . . .“

Henrike unterbrach sich plötzlich; sie sah aus der großen Straße einen ganz schwarz gekleideten Herrn auf den Platz treten und glaubte, Einbeck in demselben zu erkennen, denn dieser erschien nur im dunkelsten Kostüm, seit sie in tiefer Trauer war.

„Laß uns dorthin gehen!“ bat sie, zur Seite deutend, um ihm auszuweichen. Sie trat hinter eins der Schutzgitter der Palmen auf den von lärmenden Kindern belebten Platz, stieß aber plötzlich einen Schrei aus und wankte gegen das Gitter, sich an dasselbe lehnend und die weit geöffneten Augen auf einen der beiden Herren richtend, die plaudernd quer über den Platz schritten.

„Großer Gott, was ist Dir?“ Meta trat erschrocken vor sie; Henrike aber, sich hastig aufrichtend, wehrte ab, schob sie gewaltsam bei Seite und starrte

in derselben Richtung auf die beiden Männer, die durch ihren Schrei betroffen dastanden.

„Er ist's! er lebt!“ Mit dem Ausruf stürzte Henrike jetzt vor und die Arme erhebend stand sie vor einem der Herren. „Ottomar! Du lebst!“ rief sie aus; aber ihre Arme sanken, als der Fremde erstaunend vor ihr zurückwich.

Ottomar von Breden war's in der That; aber ihr Anblick schien ihn in einen Kampf mit sich selber zu versetzen; sein Blick haftete auf ihr mit dem Ausdruck des Vorwurfs, der Befremdung. Er war einen Schritt zurückgetreten, näherte sich aber in unwillkürlicher Theilnahme ihr wieder, als sie beschämt, bereuend was sie gethan, die Augen senkte; er streckte auch in unwillkürlicher, unfreiwilliger Regung hülfreich den Arm aus, als sie zu wanken begann und sich auf den Meta's stützte, die, selbst in höchster Verwirrung, als auch sie den Rittmeister erkannt, sie aufrecht zu halten suchte.

„Es ist vorüber!“ flüsterte Henrike ihr zu, sich aufrichtend und ihn keines Blickes würdigend. „Laß uns gehen! Er ist es nicht! Ich täuschte mich!“

„Herr von Breden!“ rief Meta jetzt, sie verstehend, mit Zürnen zu ihm aufschauend und Henrike's Hand erfassend, um sie an die Stätte zu bannen. „Sie leben, aber dieses Wiedersehen wird Henrike's Tod sein! Sie sehen eine um Ihren vermeintlichen Tod Trauernde und Untröstliche und Sie sind kalt und schonungslos!“

„Um meinen Tod?“ rief Breden in höchstem Erstaunen. Sein Blick kehrte jetzt zu Henrike zurück; er sah die Aermste bleich, kaum fähig, sich aufrecht zu halten, Hülfe erwartend.

„Ottomar!“ hörte er die sonore Stimme seines Begleiters, eines wie er hoch und schlank gewachsenen jungen Mannes von aristokratischer Haltung, der ihm mahnend die Hand auf die Schulter legte. „Erinnerst Du Dich meines Rathes? Du warst zu schnell verletzt; dieses Antlitz muß Dich überzeugen, daß ich Recht hatte.“

„Recht!“ Ottomars Augen hafteten jetzt auf der trauernden und trostlosen Mädchengestalt; seine Züge belebten sich plötzlich wieder; er bemächtigte sich ihrer Hand.

„Henrike,“ sagte er mit bewegter Stimme, „löse mir erst dieses Räthsel! Dein Vater untersagte mir in einem Schreiben, Dich ferner mit Briefen zu belästigen, da Du einem Anderen verlobt seist; ich wußte, daß ich ihm niemals willkommen gewesen! Wußtest Du darum?“

„Mein Vater . . .?“

Henrike's Hand lag regungslos in der seinigen. Jetzt schüttelte sie, ohne aufzublicken, das Haupt.

„Herr von Breden, foltern Sie die Aermste nicht!“ fiel Meta entschlossen ein. „Herr Einbeck brachte ihr, als sie vergeblich Nachricht von Ihnen erwartet, die Botschaft von Ihrem Tode und sie war bis heute nicht zu trösten!“

„Herr Einbeck? . . . Von meinem Tode?“ Ottomar hatte Mühe, in seiner Verwirrung zu fassen, was er vernahm. . . . „Wer ist der Bube, der diese Lüge erfunden!“ Sein Antlitz färbte sich glühend roth.

„Laß das für heute, Freund!“ rief sein Begleiter. „Gestatten die Damen, daß ich mich vorstelle . . . Prinz Hohenburg, Jugendgespiele meines Freundes Ottomar, dessen leicht verletzter Stolz sich

auch meiner Freundschaft grollend entzog, als ich ihn durch meine Heirath ein wenig vernachlässigen mußte. Ich fing ihn noch rechtzeitig an der unteren Donau ab, ehe er in fremde Dienste trat, um ihn zu bitten, die Verwaltung meiner Güter zu übernehmen. Um ihn zu zerstreuen, schleppte ich ihn mit mir auf die Reise, und Du siehst, Ottomar, wie gut das war!“ Er legte diesem wieder die Hand auf die Schulter.

Der letztere war noch wie betäubt; aber er sah, wie sie, verletzt durch sein Begegnen, mit gesenktem Haupte vor ihm stand. Er führte ihre Hand an seine Lippen, richtete ihr Antlitz auf und schaute ihr wieder so herzlich in dasselbe.

„Henrike,“ bat er leise und innig. „So war's also eine Intrigue Deines Vaters gegen mich, der mir nicht wohl wollte, ich fühle es! Du beweintest einen Todten, hast Du dem Lebenden aber ganz Dein Herz bewahrt? Willst Du verzeihen, daß ich so schwach war, an Dir zu zweifeln?“

Henrike schlug jetzt endlich die Augen zu ihm auf. Sie waren so thränenschwer, aber sie lächelten.

„Ja, ich habe Dich stärker geglaubt!“ sagte sie, vor sich blickend. „Um Deinetwillen habe ich das elterliche Haus verlassen!“

„Damit Sie sich Beide hier wiederfinden sollten! Ein klein wenig Verdienst habe ich daran!“ lachte der Prinz . . . „Uebrigens, Ottomar,“ wandte er sich an diesen, „erinnere ich mich des Namens Einbeck; es muß derselbe Herr sein, der sich in Mehadia auf die Bekanntschaft berief, die er mit mir flüchtig in Paris gemacht! . . . Darf ich fragen,“ richtete er sich an Henrike, die bereits so glücklich an Ottomars Arm hing und die Freude ihres Herzens zu bewältigen sich bemühte, „ist dieser Herr vielleicht derselbe, mit welchem der Herr Papa Sie verloben wollte?“

Henrike hatte nur eine stumme Antwort, denn „Herr von Breden!“ erschallte eben eine Frauenstimme hinter ihnen. „Die Todten stehen auf!“

Frau von Schrader war mit der Fürstin und Werner herangetreten und leichenblaß vor Schreck stand sie da, den Rittmeister anstarrend.

„Herr Einbeck, Mama, war es, der unserer armen Henrike in lügenhafter, selbstsüchtiger Absicht all' diesen Gram bereitet!“ rief Meta, auf das glückliche, noch innerlich so bewegte Paar deutend.

Auch die Fürstin stand betroffen und kopfschüttelnd da. Sie kannte Einbecks Absichten am besten und reimte sich schnell die Sache zusammen.

„Ah, le coquin! Er soll mir nicht wieder in die Nähe kommen!“ murmelte sie unwillig vor sich hin. „Herr von Breden,“ wandte sie sich zu diesem, „ein treueres Herz hat nie einen Mann geliebt; schade, daß ich es durch Sie an meiner Seite jetzt verlieren soll . . . Aber ist das nicht Prinz Hohenburg? . . . Charmant, daß wir uns hier begegnen!“

Der Prinz war bereits auf sie zugetreten und Beide schüttelten sich die Hand.

„Ah, jetzt geht mir ein Licht auf!“ rief der Prinz, mit ihr den Uebrigen folgend. „Habe ich nicht diesen Einbeck in Ihrem Salon in Paris getroffen?“

„Sehr wahrscheinlich! Er ist ein vortrefflicher, im Salon unentbehrlicher Causeur, aber unter uns

gesagt, viel werth ist er nicht . . . Doch, wo ist er denn? Mich dünkt, ich sah ihn vorhin noch dort hinter der Palme hier auf dem Platz!"

„Er wird wohl keine Aufforderung gefühlt haben, bei diesem Wiedersehen zugegen zu sein," lachte der Prinz. „Uebrigens wird er wohl thun, sich vor Breden zu hüten, der in solchen Dingen keinen Spaß versteht!" —

* *
*

Es war ein Abend voll irdischer Seligkeit, wie sie da in den Salons der Fürstin beisammen saßen. Der Prinz klagte zwar darüber, seine ganze Reise sei vereitelt; er habe von Marseille in den Orient gewollt, um Pferde zu kaufen, aber er sei doch erfreut, seinen Jugendfreund glücklich gemacht zu haben.

„Es war nichts mehr mit ihm anzufangen," sagte er scherzend zu der Fürstin. „Er hatte mich nicht einmal eines Schreibens gewürdigt; nur durch Zufall hörte ich in Wien, nach ihm suchend, wohin er sich gewendet. Er verlor auch kein Wort über sein Schicksal, als ich ihn fand; er haßte die Menschen und

meinte, es sei für ihn am besten unter den Halbwilden. Die armen Kavalleristen, die er jenseits der Donau dressiren wollte, sie würden es recht schlecht unter ihm gehabt haben!“

„Glauben Sie, daß ich es seitdem besser bei meiner Henrike gehabt habe?“ lachte die Fürstin. „Auch sie klagte nicht, aber ihr Herz blutete heimlich. Ich verließ deshalb San Remo, um sie zu zerstreuen, aber es half nicht. Ich müßte dem Einbeck jetzt eine Scene machen für diesen Streich, aber ich glaube, er wird sich sans adieu empfohlen haben.“

„Und wer ist denn eigentlich dieser Mann?“ sagte der Prinz.

„Hm! Ich sehe, er ist so ziemlich Alles! Man kannte ihn in Paris, überall in allen Cirkeln als Lebemann; er ist charakterlos und dennoch sah man ihn gern. Er richtete ebenso gewissenlos Alles zu Grunde, was unter seine Hände kam, sich selber schließlich auch und ward dann sentimental wie ein kranker Papagei. Ich glaubte ihm nicht, als er mir in der Rolle eines schwärmerisch Liebenden erschien. Va, vieux farceur! rief ich ihm zu, aber ich über-

zeugte mich, daß er sich wirklich in Gedanken ein Paradies auf Erden konstruirt. Er hatte die Hölle ausgekostet und wollte sich in den Himmel schleichen, und energisch, ausdauernd wie er ist, wenn er etwas erreichen will, schrak er auch vor einer Teufelei nicht zurück. Man erzählt sich in Paris so manches von den Intriguen, durch die er seine Gegner zu dupiren wußte. Diesmal aber scheint er mir auf seinem gewohnten Theater in eine Versenkung gerathen zu sein, aus der er sicher ganz anderswo wieder auftauchen wird. Verliebt war er diesmal ernstlich und gewiß zum ersten Mal, aber er hatte kein Glück und ich bin überzeugt, er sitzt demnächst wieder in Paris zu den Füßen einer Danae, der er sein Geld in den Schooß streut. Die Millionen, die er geerbt, werden im Faubourg sehr willkommen, aber auch sein Ende sein, denn er hatte wohl recht: nur unter den Händen einer milden, tugendhaften Gattin hätte er sich vollends erholt, und schwach, wie er gegen die Frauen ist, wäre er ihr unterwürfig gewesen; aber sein Schicksal hat ihn dahin zurückgeschickt, woher er gekommen . . .

Reden wir nicht mehr von ihm. Was haben Sie mit Herrn von Breden vor?"

„Ich übergebe ihm die Verwaltung aller meiner Güter, von der ich nichts verstehe, nachdem er geheirathet, was unverzüglich geschehen soll, denn die Beiden haben genug um einander gelitten."

„Basta! . . . Und ich Aermste muß mir eine andere Freundin suchen."

Werner, der mit den Uebrigen im andern Salon saß, hatte inzwischen eine der Zeitungen genommen, die auf der Fürstin Tische lagen. Er winkte Meta und trat mit ihr auf den Balkon. Henrike, die so überglücklich an Ottomars Seite, bemerkte sie nicht.

„Höre nur, was hier in der Zeitung steht," flüsterte Werner seiner Gattin zu. „Henrike darf es nicht hören!" Und mit halber Stimme las er ihr vor, während sie, sich an ihn schmiegend, ihre Hand auf seine Schulter legte:

„Seltsames Geschick! Wir erzählten kürzlich von einem jungen deutschen Touristen und einer bildschönen blonden Schwedin, die an den Spieltischen von Monte Carlo so glücklich gewesen, Hunderttausende zu ge=

winnen. In gestriger Nacht fand man den ersteren in dem Salon, in welchem er einige Freunde bewirthet hatte, leblos mit durchschossener Brust und am heutigen Morgen brachten die Fischer die Leiche der schönen Schwedin ans Land.“

Meta schloß die Augen. Sie erinnerte sich des Nachmittags in San Remo, an welchem sie die Nachricht von Bertholds Glück in demselben Blatt gelesen.

„Verbirg die Zeitung!“ bat sie flüsternd. „Sie könnte in Henrike's Hände fallen!“ — — — —

Zwölftes Kapitel.

Während all' dem war dem Obersten von Hollmayer die Zeit in leidlicher Ruhe verstrichen. Er besuchte wieder das Kasino, trug sich mit Neuigkeiten und war in seinem alten Geleise.

Daß er von seinem Sohne gar nichts hörte, machte sein Vaterherz wohl zuweilen besorgt; indeß er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er sicher schon sich gemeldet haben würde, wenn es ihm schlecht ergehe. Nur seine Frau war oft besorgt um ihn und warf ihm vor, es sei leichtsinnig gewesen, Berthold so in die Welt gehen zu lassen.

Kurt zeigte mehr Fleiß im Korps und das tröstete ihn hinsichts der Zukunft des Jüngsten. Henrike hatte mehrmals geschrieben, er aber glaubte es unter seiner

Würde, an die Gesellschafterin einer russischen Fürstin als an seine Tochter zu schreiben, und so hatte denn seine Frau heimlich nur zweimal eine internationale Postkarte an ihre Tochter gesandt.

Uebrigens hatte er noch einen anderen Grund für sein Schweigen, und in diesem war sein väterliches Gewissen mit im Spiel.

Was ihn nämlich insgeheim beschäftigte, war die Frage, warum Einbeck nichts von sich hören lasse.

Als nämlich Sohn und Tochter ihn an einem Tage verlassen, hatte sich Einbeck mehrere Monate später unerwartet bei ihm melden lassen und ihm eine Offerte gemacht, auf die er ohne Bedenken eingegangen, weil sie seinen eigenen Wünschen entsprach.

Einbeck verlangte von ihm, er solle an den Rittmeister von Breden, dessen Adresse er ihm überbrachte ein Schreiben richten, des Inhalts, daß er ihm gebiete, seine Tochter fortab mit Briefen zu verschonen; er als Vater habe ihm unzweideutig genug an den Tag gelegt, daß er von einer ferneren Beziehung zu seiner Tochter nichts wissen wolle. Da nun die letztere bereitwillig seinen Wünschen nachgegeben und sich mit

einem Anderen verlobt habe, so diktire ihm die Achtung für dieselbe, sie nicht ferner zu belästigen.

Der Wortlaut war ein wenig derb; der Oberst empfand das selbst, aber der Preis dafür war auch hoch genug.

Einbeck erklärte nämlich, er sei der Mann nicht, sich durch Hindernisse schrecken zu lassen; er werde sein Schwiegersohn und gebe ihm gegen diesen Brief, den er selbst zur Post befördern wolle, die Schuldscheine seines Sohnes zurück.

Als der Handel perfekt, entfernte sich Einbeck in formeller, höflicher Weise und seitdem hatte der Oberst von ihm nichts mehr gehört.

Darüber war nun ein Monat nach dem anderen vergangen und so saß der Oberst, als es bald Frühling werden wollte, eines Morgens mit der Zeitung in der Hand, als sich Lieutenant von Schliewen bei ihm melden ließ.

„Schliewen! Hm! Ich erinnere mich seiner; er war damals gleichzeitig mit Berthold hier. Vielleicht bringt der mir Nachricht!“

Er empfing den jungen Mann mit großer

Freundlichkeit, stutzte aber, als er in das so auffallend ernste Gesicht desselben schaute.

Schliewen war allerdings von einer feierlichen Gemessenheit, die nichts Gutes prophezeite; er begegnete auch der Freundlichkeit des alten Herrn so eisig und ablehnend, daß dieser irre ward.

„Es ist leider keine freudige Botschaft, Herr Oberst, die ich übernommen habe, nachdem ich mich entschlossen, den Rest meines Urlaubs bei meinen Eltern zu verbringen, aber Sie werden stark genug sein, sie mit Fassung hinzunehmen. Ich bin nämlich der Träger eines Briefes, den mir Ihr Herr Sohn übergab, ehe er . . .“

Schliewen wollte nicht so schnell mit der ganzen Sprache heraus; bei den letzten Worten zitterte seine Stimme ein wenig. Er zog, um dem Obersten Zeit zur Fassung zu lassen, mit großer Umständlichkeit einen dicken Brief aus der Tasche.

„Ehe er . . .“ Der Oberst erbleichte. Er errieth aus Schliewens seltsamem Wesen, daß er auf Schlimmes gefaßt sein dürfe. „Sagen Sie mir Alles, Herr Lieutenant!“ rief er, ehe seine Hand den Brief zu nehmen wagte. „Ich bin stark genug . . .“

„Dieser Brief wird Ihnen Alles sagen, Herr Oberst!“ Schliewens Stimme klang jetzt fester; er brauchte ja nichts mehr hinzuzufügen, wenn er den Brief reden ließ.

Der Oberst nahm diesen nach einem abermaligen furchtsamen Blick in das Gesicht des jungen Mannes, schloß erschreckend die Augen und wandte sich zum Fenster, um seine Angst zu verbergen. Seine Hände bebten, als sie das Couvert öffneten und mit starrem Blick fuhr er zurück vor den Banknoten, die in demselben lagen.

„Geld!“ murmelte er, seinen Augen nicht trauend. „Und von ihm!“ Er preßte das Päckchen in der Hand zusammen und las die ersten Zeilen mit unsicherm Auge. Aber das Papier begann in seiner Hand zu zittern, es entfiel derselben sammt den Banknoten und ohne einen Laut sank er, das Antlitz verhüllend, auf dem Sessel zusammen.

„Todt! . . . mein armer Berthold todt!“ jammerte er. „O, das ist auch mein Ende!“ Und sich windend, dann sich aufrichtend, vor sich hinblickend mit hohlen, ausdruckslosen Augen, rief er: „Und

die arme, unglückliche Mutter, wenn sie ahnungslos zurückkehrt und erfährt! . . . O mein Gott, was habe ich gethan, daß Du mich so heimsuchst! Und ein Vermögen hatte der gute Junge erworben!“ Er starrte auf die Banknoten hin. „Ein Vermögen! Und mußte sterben . . . Warum mußte er sterben . . . hingerafft werden vom Schicksal in blühender Jugend? Ach, ich armer, beklagenswerther Mann!“

Er bedeckte wieder die Augen, hob dann die Arme über sein Haupt, weinte wie ein Kind, sprang auf, rannte im Zimmer umher und stand endlich mit gefalteten Händen vor Schliewen, der allerdings auf diese Scene gefaßt gewesen.

„Sagen Sie mir, Herr von Schliewen,“ bat er flehentlich. „Was war es, das ihn zu einem so entsetzlichen Entschluß hat treiben können? Nicht wahr, ich errathe es! Ich erkenne sein edles Gemüth! Er ruhte nicht, bis er das seinem Vater gegebene Wort eingelöst, bis er die Schuld, die er in jugendlichem Leichtsinn häufte, von meinen Schultern genommen, und dann überwältigte ihn die Reue, daß er seines Kaisers Waffen nicht mehr trage! . . . Und wie er

sogar für seinen jüngeren Bruder besorgt gewesen! ... Es ist ein edles Herz gebrochen, und ich habe seine Hand nicht hemmen können, als er sie gegen sich selbst wendete!

„Herr von Schliewen," sprach er weich, als er endlich seinen ersten Schmerz überwunden. „Nehmen Sie meinen Dank für Ihr kameradschaftliches Opfer! Ich habe jetzt die traurige Pflicht, eine unglückliche Mutter langsam auf den Schmerz vorzubereiten, der sie tödten würde, wenn dieser Schlag sie unvorbereitet fände! . . . Haben Sie Dank und verzeihen Sie einem unglücklichen Vater! . . . Sie wissen, was ihn zu einem so verzweiflungsvollen Ende getrieben? Sagen Sie mir Alles!"

Schliewen schüttelte traurig den Kopf. Der Oberst wartete vergebens auf eine Antwort.

Endlich wandte er sich ab, weinend streckte er ihm die Hand hin. Schliewen, dem der Boden schon unter den Füßen glühte, nahm dieselbe. Er sprach mit halber Stimme noch einige Worte des Beileids, dann entfernte er sich eilig und athmete erlöst hoch auf, als er sich an der Treppe sah.

Der Oberst, als er allein, stand Minuten lang wie betäubt, bis ihn der Schmerz abermals überwältigt. Er sank auf dem Sessel zusammen.

„Armer Berthold! Deshalb mußt' ich Dich von mir in die Welt gehen lassen! Und Du gingst so hoffnungsfroh, so zukunftsbewußt! . . . Aber Du hieltest Dein Wort; Du sagtest, dieses Geld solle reiche Zinsen tragen! . . . Aber was sind sie mir, wenn ich Dich nicht mehr habe! . . . Hättest Du gewußt, daß Deine Schuld gegen mich schon längst getilgt, Du lebtest noch, gewiß, Du lebtest noch! . . . Um meinetwillen hast Du Dich geopfert!“ Weinend saß er da, lange, untröstlich.

„Sie kommt, die arme, beklagenswerthe Mutter!“ fuhr er plötzlich zusammen, als er draußen die Stimme seiner Frau vernahm. Eilig sprang er auf, raffte die Banknoten und den Brief vom Boden und versteckte es bei sich. „Ich darf sie jetzt nicht sehen, ich fühle mich noch nicht im Stande, ihr meinen Schmerz zu verhehlen . . . O, dieses Geld soll mir ein heiliges Vermächtniß des armen Jungen sein; es soll gute Zinsen tragen!“ die, rief er Hand auf die

Brust pressend. „Für Kurt soll Alles gethan werden, damit er ein braver Offizier werde, und ihm, dem Unvergeßlichen, soll er es danken!“

Er suchte mit leichten Schritten sein Schlafzimmer und verschloß die Thür hinter sich, um die Zeit für Trost und Fassung zu gewinnen.

* * *

Acht Tage waren wieder verflossen; die Mutter war noch nicht getröstet in ihrem Schmerz und vergoß noch heiße Thränen um den Sohn, als der Oberst eine lange Depesche aus Nizza erhielt.

Er las zuerst die Unterschrift: Henrike, dann setzte er sich hin, um höchst gespannt die blaue Schrift zu entziffern.

Die Tochter sandte wenigstens ein Zeichen, daß sie am Leben — die Tochter, die seit Bertholds Tode seinem Herzen unbewußt ein wenig näher gerückt, denn sie dachten Beide an sie, aber sie sagten es sich nicht.

„Liebe Eltern,“ telegraphirte Henrike, „soeben hat hier meine Vermählung mit Ottomar in Gegen-

wart der Fürstin, des Prinzen Hohenburg, seines Jugendfreundes, des Herrn von Reinburg und seiner Gattin, meiner lieben Meta und ihrer Mutter, stattgefunden. Ich bitte um Euren Segen. Ich bin glücklich, namenlos glücklich. Um unseres armen Berthold willen geschah die Feierlichkeit in aller Stille. Wir reisen nach Deutschland zurück."

Der Oberst glotzte das Blatt an, wollte seinen Augen nicht trauen und las noch einmal, aber es blieb immer dasselbe.

„Ja, zum Kuckuck, wie haben denn die Beiden sich doch wieder zusammengefunden!" rief er endlich aufspringend und sich über den kurz geschorenen Scheitel fahrend, um den Blutandrang zu beschwichtigen. „Ohne meine Erlaubniß, selbst ohne vorherige Anzeige! Und was ist denn mit dem Einbeck ge worden!" . . . Er überlegte. „Aber gleichviel!" rief er, erwägend, daß ihn das eigentlich gar nicht kümmere. „Er kann sein Geld bekommen, wenn er es noch verlangt! . . . Das Papier da muß meine Frau auf der Stelle lesen! Ein Unglück ist es ja

eben nicht, wenn es auch gegen unseren Willen geschehen ist! . . . Aber hatte ich denn nicht recht, als ich diesem Rittmeister sagte, er solle sich an seinen Jugendfreund, den Prinzen wenden, der ihn nicht im Stiche lassen werde? Hätte damit nicht all' das Elend verhütet werden können? . . . Und wenn sie nun hier ankommen, was mache ich dem Ottomar für ein Gesicht nach dem Briefe, den ich ihm geschrieben?"

Er las noch ein letztes Mal die Depesche durch und die Sache ging ihm endlich doch ins Gemüth.

„Mir ist nur unbegreiflich, wie sie da Alle zusammengekommen sind! Und Keines von ihnen hat sich um meinen armen Berthold bekümmert! Keiner hat ihm wahrscheinlich die Augen zugedrückt . . . Ich könnte weinen, wenn ich mir denke, daß er so einsam gestorben! . . . Aber meine Frau darf es nicht sehen . . . Ich will ihr die Depesche vorlesen, das wird sie auf andere Gedanken bringen!" . . .

„Louise!" rief er, vor sie tretend, die eben mit thränenfeuchten Augen bei einer Arbeit saß. „Gott sendet uns wenigstens einen Trost in unserem Leiden! Hier, dieses Papier enthält etwas, was Dich höchlich

und sogar, wenn Du es überlegst, freudig überraschen wird!"

Sie schüttelte ohne aufzublicken den Kopf.

„Es giebt nichts Freudiges mehr für mich, seit Berthold uns genommen ist!"

„Aber Du hast eine Tochter, die Dir Freude bereiten könnte!"

„Du selbst lehrtest mich sie vergessen!" rief sie mit anklagendem Blick.

„Und wenn sie sich nun uns in Erinnerung bringt durch etwas, das . . . Aber höre zu; Du selbst magst dann nach Deiner Empfindung urtheilen!"

Trübe, ohne Spannung schaute sie auf und ließ die Nadel ruhen. Ihre Miene blieb auch regungslos, während er las. Als er geendet, nickte sie schweigend vor sich.

„Begreifst Du, wie sich das Alles gemacht hat?" fragte er.

„Nein, Philipp! Aber ich sehe ein, daß der Himmel gefügt hat, wie es nach seinem, nicht nach Deinem Willen geschehen sollte! Ich habe wenigstens die Zuversicht, daß Henrike glücklich sein wird."

„Und Du giebst also Deinen Segen, den sie hier verlangt?“ fragte er, sich erhebend.

„Ja, Philipp, ich gebe ihn und bitte Gott, daß er mein armes Mutterherz endlich zur Ruhe kommen lasse.“

„Gut, so will auch ich Amen sagen und Ottomar empfangen, als sei zwischen uns nichts vorgefallen!“

Und so that er acht Tage später, wohl vorbereitet, in demselben Bahnhof, in welchem er die Beiden schon einmal empfangen, sogar mit Stolz, als der große schöne Mann, der mit ihnen aus dem Coupé stieg, sich ihm als Prinz Hohenburg vorstellte und ihn glücklich pries als den Vater eines so beneidenswerthen Paares.

Mit Freudenthränen hatte sich die Mutter Henrike in die Arme geworfen.

„Du wenigstens bist mir wiedergegeben!“ rief sie aus, nicht ohne Beschämung ihr Antlitz bergend. „Verzeih’ mir, wenn ich Dir wehe gethan! Die Verhältnisse waren stärker als ich, aber Gott hat sie in seiner Gnade zum Guten gewendet!“ . . .

Werner hatte mit seiner Frau den Weg in seine

Heimat eingeschlagen, denn wie gewissenhaft er auch das Geheimniß hütete, das seines Gegners Tod umgab, es war nicht in seiner Hand allein. Schliewen hatte es schon erzählt, das erfuhr er bereits in dem Bahnhofe des Garnisonsortes, in welchem sein Vetter, wieder säbelrasselnd, auf dem Perron herbeieilte, ihn zu umarmen und ihn zu versichern, daß er von den Kameraden beauftragt sei, ihm ihre Glückwünsche auszudrücken.

E n d e.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.



Das Gespenst der Ehre

Bd.: 3.

1888